

Verschiedene Texte

2008

aus meinem Textarchiv

noch in Bearbeitung

© Stefan Fleischer
Alle Rechte vorbehalten
Anfragen bitte über das Kontaktformular auf
www.stefanfleischer.ch

Inhalt

Verschiedene Texte	4
<i>Einleitung</i>	4
Macht und Ohnmacht	5
<i>Macht</i>	5
Himmel und Hölle im Lichte des Todes	8
<i>Das ewige Heil</i>	8
Memento mori	11
<i>Gedenke deines Todes</i>	11
Jenes Geheimnis, das wir Gott nennen	13
<i>Offenbarung</i>	13
Verpflichtungsscheu	16
<i>Klosterleben</i>	16
Sprache als Wegmittel in die Zukunft	19
<i>Die Sprache und der Inhalt</i>	19
Keine Frauen weihen?	22
<i>Frauenpriestertum</i>	22
„Messe in der Messe“	24
<i>Klare Begriffe</i>	24
Welche Struktur braucht die Kirche von heute?	27
<i>Hierarchie</i>	27
Du sollst dir kein Bildnis machen!	29
<i>Gottesbild</i>	29
Wer ist der Hirte?	31
<i>Hierarchie</i>	31
Verschiedene Fragen	33
<i>Immer wieder gehört</i>	33
Der Liturgiestreit	37
<i>Wie ich ihn erlebt habe und noch erlebe</i>	37
10 Thesen zur Zölibatskrise	40
<i>In der Sprache von heute</i>	42
Was heisst eigentlich "christlich"	44
<i>Christus und christlich</i>	44
Ohne Pfarrei keine Kirche	47
<i>Ortskirche</i>	47
Das „Deutungs-Monopol“ der Kirche	49
<i>Wahrheit</i>	49
Die Wiederverheiratung von Geschiedenen	51

<i>Unauflöslichkeit der Ehe</i>	51
Tradition und Progression	56
<i>Offenbarung</i>	56
Pfarrer - Priester - Zölibat	58
<i>Versuch einer Versachlichung der Diskussion</i>	58
Wir sind Kirche	61
<i>Nimm dich nicht so wichtig.</i>	61
"Christlich", was heisst das?	64
<i>Klare Begriffe bitte</i>	64
"wahr" und "Wahrheit"	67
<i>Die Wahrheit</i>	67
Wie weit dürfen wir gehen?	68
<i>formaljuristisch</i>	68
Moderne Theologie	69
<i>einseitig und oberflächlich</i>	69
Eine synodale Kirche - wollen wir das?	71
<i>Demokratie</i>	71
Eine glaubwürdige Kirche?	73
<i>Verkündigung und Liturgie</i>	73
Schwangerschaftsabbruch -	75
<i>ein anderer Ansatz</i>	75
Ein Eigengoal	77
<i>Jungfrauengeburt</i>	77
Die Tonangebenden	79
<i>Meinungsbildung</i>	79
Fundamentalisten	81
<i>und andere</i>	81

Verschiedene Texte

Einleitung

Hier möchte ich nun weitere Texte aus meiner Homepage zu einem ganzen Text zusammenführen.

Selbstverständlich ist diese Arbeit noch lange nicht abgeschlossen. Ob sie je abgeschlossen werden wird, weiss ich noch nicht. Auf alle Fälle hoffe ich, wenn wieder ein paar solcher Gedankengänge vorliegen, diese Seite ergänzen zu können.

Macht und Ohnmacht

Macht

Wir Christen bekennen Gott den Allmächtigen. Aus der Sicht des Glaubens ist Macht deshalb primär etwas Positives. Und eine machtfreie Gesellschaft ist nicht nur eine Illusion, sondern im Grunde genommen eine - meist unbewusste - Leugnung der Person Gottes. Schlecht oder gar böse ist erst der Missbrauch der Macht. Was aber Machtmissbrauch ist, misst sich immer im Blick auf die Allmacht Gottes.

Gott gibt seinen Geschöpfen Macht, sei es körperliche, sei es geistige, sei es individuelle, sei es kollektive. Diese Macht ist immer Teilnahme an der Macht Gottes, eine Vollmacht von Gott her, vor Gott zu verantworten. Deshalb ist Macht im Sinn und in der Absicht Gottes zu gebrauchen. Menschliche Macht muss Dienst an der Verwirklichung des Schöpferwillens Gottes sein. Dieser Schöpferwillen Gottes aber ist das Heil der ganzen Schöpfung und nicht zuletzt das Heil des Menschen, des ganzen Menschen, sein körperliches, sein psychisches und das Heil seiner unsterblichen Seele. Wo Macht in diesem Sinn verstanden und ausgeübt wird, hat sie, trotz all ihrer menschlichen Unvollkommenheit, eine göttliche Dimension, eine göttliche Würde.

Wo sich aber die Macht von der Allmacht Gottes abkoppelt, wo sie versucht den eigenen Willen über den Schöpferwillen Gottes zu setzen, wo sie nicht mehr Dienst, nicht mehr Gottesdienst ist, da haben wir zwangsweise den Missbrauch der Macht. Die ganze Menschheitsgeschichte lehrt: Wo Gott nicht der Herr ist, da setzt sich der Mensch an seine Stelle. Wo aber der Mensch herrscht, da herrschen Eigennutz und Rücksichtslosigkeit, Ausbeutung und Unterdrückung. Oder anders ausgedrückt: Wo Gott nicht das letzte Wort hat, wo nicht Er der entscheidende Vater ist, da werden wir Menschen zu einer

Horde Strassenkinder, die sich ir-gendwie zusammenraufen muss, um zu überleben.

Darüber hinaus aber verkünden wir Christus, den Sohn Gottes, den Gekreuzigten. Wir verkünden also, gleichermassen wie die Allmacht, auch die Ohnmacht unseres Gottes. Ohnmacht gehört zur Macht, auch zur Allmacht Gottes, Dieser Widerspruch in sich löst sich auf in der Liebe unseres Gottes. So sehr liebt Gott uns und die Freiheit, die er uns geschenkt hat, dass er ohnmächtig unserem Machtmissbrauch zusieht, ja, dass er diesen Machtmissbrauch nicht durch seine Allmacht, sondern durch seine Ohnmacht besiegen will.

Genau so gehört auch zur menschlichen Macht seine Ohnmacht, und zwar in einem doppelten Sinn. Ohnmächtig ist der Mensch einerseits, weil er nicht allmächtig ist. Die ganz natürlichen Grenzen seiner Macht und die Erfahrung der Macht anderer lassen ihn immer wieder seine Ohnmacht spüren. Und ohnmächtig sollte der Mensch auch sein, weil er in Gottes Schöpferplan zur Liebe berufen ist, zur selben Liebe, mit der Gott uns liebt. Es ist jene Liebe, die die Freiheit des ändern so sehr achtet, dass sie selbst zur Ohnmacht wird, um so schlussendlich zu siegen ohne zu triumphieren. Diese Ohnmacht ist wohl die grösste Würde, die der Mensch überhaupt erreichen kann. Und deshalb ist sie auch die grösste Macht, die ein Mensch je aus-zuüben vermag. Macht und Ohnmacht sind also ein Geschwisterpaar, das sich ergänzen muss. So, und nur so, kann und wird sich unsere Gesellschaft, zu der auch unsere Kirche gehört, auf eine bessere Zukunft hin entwickeln.

Woher aber kommt es, dass sich Macht und Ohnmacht oft so erbittert bekämpfen? Wir Christen wissen in unserem Glauben, dass es eben noch eine andere Macht gibt, die Macht des Bösen, des Widersacher, die Macht Satans. Und dieser Macht fehlt genau das eine, das Macht erst göttlich und zugleich wahrhaft menschlich macht, der Wille zur Ohnmacht. Aus dieser fehlen den Einsicht für den Wert und die Würde der Ohnmacht erwächst der Missbrauch der Ohnmacht, der dem Missbrauch der Macht zum Verwechseln ähnlich ist. Er führt

zur Auflehnung gegen die Allmacht Gottes und - zwecks eigener Rechtfertigung - zur Anstiftung anderer zur gleichen Auflehnung. Die Ablehnung des Vaters aber, die eine solche Auflehnung darstellt, kann nur ins Chaos führen, dorthin, wo das Geschöpf so viel Macht an sich reiht, dass es an dieser Macht und deren Folgen schlussendlich zu Grunde geht.

Macht und Ohnmacht - ohne Gott unverständlich - sind also in Gottes Plan zwei tragende Säulen des Heils, für den Einzelnen wie für die ganze Schöpfung.

23.12.2008

Himmel und Hölle im Lichte des Todes

Das ewige Heil

Letzthin habe ich wieder einmal eine Bestattung erlebt. Der Priester nannte diese Liturgie „Beerdigungs- und Auferstehungsfeier“. Auch seine ganze Predigt konnte vom oberflächlichen Zuhörer so verstanden werden, als sei uns allen das ewige Heil gewiss. Nur beim genaueren Hinhören merkte man, dass seine Aussagen unter Umständen auch anders, nicht ganz so absolut verstanden werden können. Noch deutlicher waren die liturgischen Texte. „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe.“ Warum beten wir so, wenn dies eine Selbstverständlichkeit ist? „Nimm sie und alle, die in der Gnade aus dieser Welt geschieden sind, in dein Reich auf, ...“ Und die anderen?

Gerade der Tod und die ihn umgebenden liturgischen Riten lassen immer wieder die Frage nach Himmel und Hölle aufkommen, ohne dass wir in der heutigen Verkündigung eine Antwort erhalten. Dass einfach alle Menschen in den Himmel kommen, das scheint mir, schon nur auf Grund der Schrift, sehr fragwürdig. Wir müssten sehr viel aus ihr streichen, um eine solche Aussage mit ruhigem Gewissen heraus lesen zu können. Dazu kommt die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes. Wir wissen doch alle, dass wir Menschen durchaus in der Lage sind, nicht nur falsch, sondern auch bewusst böse zu handeln. Wir wissen auch, dass wir damit unseren Nächsten verletzen und schädigen können. Das alles soll dann einfach so, mit einem Federstrich, erledigt sein? Irgendwie verletzt ein solcher Gedanke meinen Gerechtigkeitssinn. Auf der anderen Seite aber steht das Kreuz Christi, unsere unerschütterlich Hoffnung auf das Heil, das der Herr uns in seinem Tod und seiner Auferstehung erworben hat. Warum soll dieses Heil nicht allen Menschen zukommen?

In meinem Büchlein habe ich geschrieben: „Manchmal denke ich, dass der Tod mich einfach so fixiert, wie ich bin, im „Ja“ zu Gott, in der Beziehung, oder dann im „Nein“ zu Gott, in der

Beziehungslosigkeit.“ Für mich liegt hier der Schlüssel. Es geht im Christsein, wie das Wort schon sagt, nicht zuerst um das Handeln, also auch nicht um das Versagen und die Schuld. Es geht um das Sein. Es geht um die Beziehung zu Gott, aus der heraus ich lebe und handle, oder eben nicht. Diese Beziehung mag noch so unvollkommen sein. Solange ich mich bemühe, sie zu pflegen, sie nicht ganz abbrechen zu lassen, so lange besteht diese Beziehung auch von der Gegenseite, von Gott her. Und diese Beziehung wird dann auch im Tod nicht abbrechen. Das ist für mich die sichere Hoffnung. Das ist aber auch die ernste Mahnung, diese Beziehung immer so gut als möglich zu pflegen. Es ist nie Gott, der die Beziehung zum Menschen abbricht. Es ist immer der Mensch. Wie aber kann ein Mensch, der hier und jetzt jede Beziehung zu diesem Gott ablehnt, plötzlich eine solche Beziehung beanspruchen? Oder besser gesagt, er wird diese Beziehung, die ihm auch dann noch angeboten ist, auch dann noch ablehnen. Die Beziehungslosigkeit aber, in die er sich so hinein manövriert, das ist die Hölle.

So gesehen erschliesst sich dann auch das Geheimnis dieses „Ortes der Reinigung“ ein wenig. Dieses Fegefeuer wird dann zur letzten Schule der Gottesbeziehung. Dort lernen wir, soweit wir dies nicht schon hier und jetzt gelernt haben, den Gehorsam gegenüber dem weisen und gerechten Willen des Vaters. Dort lernen wir die Sehnsucht nach dieser Beziehung. Dort lernen wir jene Dankbarkeit gegenüber Gott, die wir gestrost Liebe nennen dürfen.

Wie aber ist dann die Gerichtsrede zu verstehen? Gott spricht zu uns in unserer Sprache, auch in der Sprache unserer Zeit. Der gerecht richtende Gott aus dem alten Testament war damals eine tief verankerte Selbstverständlichkeit. Der Gedanke an eine liebende Beziehung zu Gott, unserem Vater, musste sich erst noch entwickeln. Aber auch schon in dieser Gerichtsrede klingt er an. „Wann haben wir dich ... gesehen?“ Die Gerechten haben einfach das erste Gebot erfüllt. Sie haben sich bemüht, Gott zu lieben. Zu dieser Liebe gehörte unabdingbar das zweite Gebot, die Liebe zum Nächsten. Diese war nichts

anderes als die logische Konsequenz ihrer Gottesliebe, man könnte auch sagen ihrer Gottesbeziehung. Die anderen haben sich in ihrem Leben geweigert, Gott zu lieben, und aus der Liebe zu Gott heraus den Nächsten. Ihr Tun und Lassen kreiste in letzter Instanz einfach um sich selber. Solcher Egoismus aber führt immer tiefer in die Beziehungslosigkeit, schon unter uns Menschen, und noch mehr zu Gott.

3.12.2008

Memento mori

Gedenke deines Todes

„In Glaube, Hoffnung und Liebe wandelt sich der Tod vom Ende zum Ziel. Und dieses Ziel ist nichts anderes als der Anfang einer ganz neuen Beziehung zu Gott.“

So stand es jüngst auf einer Todesanzeige. Das kann natürlich auch nur einer jener Trostsprüche sein, die man bei solchen Gelegenheiten gerne verwendet. Und es ist sich nicht falsch, wenn ich daraus zuerst einmal Trost schöpfe.

Dann aber, so scheint mir, ist es auch die diskrete, aber deutliche Aufforderung, wieder einmal ein „memento mori“ zu machen, mir zu überlegen, was mein Tod für mich ist, zum Beispiel nur Ende, oder auch Ziel, und wenn ja welches.

Der Tod als Ende des Lebens ist klar und unausweichlich. Die Frage ist, wie gehe ich ihm entgegen. Was ist der Sinn des Lebens, wenn der Tod schlicht das Ende ist? Sicher kann ich ein „erfülltes Leben“ auch mit dieser Einstellung haben. Die grosse Gefahr dabei ist, dass ich mir am Ende sagen muss, mein Leben sei zwar sehr ausgefüllt gewesen, aber wirklich erfüllt? Nein. Und, was bringen mir die ganzen Anstrengungen, wenn mit dem Tod sich alles in nichts auflöst, oder höchstens noch ein paar Jahre, im besten Fall Jahrzehnte im Gedächtnis meine Lieben weiter lebt?

Ein Sinn kann dieses Ende doch nur machen, wenn es ein Ziel ist. So wie ein Läufer nicht einfach dem Ende des Laufes zustrebt, sondern dem Ziel, so wünsche auch ich mir – im Normalfall – nicht einfach das Ende meines Lebens zu erreichen, sondern das Ziel. Zum Ziel aber kann dieses Ende nur werden in Glaube, Hoffnung und Liebe, das heisst in der Beziehung zu Gott.

„Heiligkeit ist die tiefe Beziehung zu Gott.“ Diese Definition erlaubt mir, aus Heiligkeit den Sinn meines Lebens zu machen, und genau so den Sinn meines Todes. Sie gibt meinem ganz alltäglichen Leben einen tiefen Sinn, und genau so auch meinem Tod. Damit wird der Tod zum Ende meiner sehr „störungsanfälligen“ Beziehung zu Gott, meiner irdischen Heiligkeit, und gleichzeitig das Ziel dieser Heiligkeit, die ewig ungestörte und unzerstörbare Beziehung zu Ihm, dem hier und jetzt mein Glaube, meine Hoffnung und meine Liebe gilt.

21.11.2008

Jenes Geheimnis, das wir Gott nennen

Offenbarung

Immer wieder, wenn es darum geht, konkreten Aussagen über Gott auszuweichen, wird diese Definition ins Spiel gebracht. Oftmals beruft man sich dann dabei auf Karl Rahners „Grundkurs des Glaubens – Einführung in das Christentum“, insbesondere auf das Kapitel „Der Mensch vor dem absoluten Geheimnis“.

Ehrlich gesagt, ich habe dieses Buch nicht gelesen. Deshalb kann ich nur vermuten, dass diese Aussage kein Originalzitat ist. Es könnte sich dabei um eine Abwandlung aus dem Covertext handeln, der Kardinal Lehmann zitiert: „In der Mitte seiner (K. Rahners) Spiritualität lebt eine große Leidenschaft für die Unermesslichkeit und Unbegreiflichkeit dessen, was wir ‚Gott‘ nennen.“

Ich selber habe Mühe mit der Definition: „jenes Geheimnis, das wir Gott nennen“. Dies ist eine jener Aussagen, die nur dann richtig sind, wenn sie richtig verstanden werden. Richtig ist, dass „Gott“ im monotheistischen Sprachgebrauch der Name jener Realität ist, an die wir glauben, der Name für den Schöpfer des Himmels und der Erde. Richtig ist auch, dass in anderen Religionen dieser Begriff ebenfalls verwendet wird, hier aber ganz verschiedenes bezeichnen kann, eine Elementarmacht zum Beispiel, eine beliebige Gottheit eines Volkes, eine irgendwie undefinierbare höhere Macht, oder was auch immer. Auch die Agnostiker benutzen den Begriff „Gott“. Bei diesen bezeichnet er etwas, von dem wir nicht wissen können, ob es existiert, und/oder was es ist, in welchem Verhältnis es zu uns Menschen steht. Schlussendlich benutzen auch die Atheisten dieses Wort und bezeichnen damit etwas, das es nicht gibt, das es grundsätzlich nicht geben darf, und deshalb nicht geben kann. In allen Fällen geht es um etwas, das sich der Wissenschaft weitgehend entzieht, das geheimnisvoll oder

geheimnisumwittert ist, und deshalb auch in einem gewissen Sinn als Geheimnis bezeichnet werden kann.

Wenn wir dies betrachten, so sehen wir, dass wir Christen mit „Gott“ im Grunde genommen nicht ein Geheimnis bezeichnen, sondern eine Realität, die wir nicht, beziehungsweise nicht ganz, zu erfassen vermögen, die also nicht in sich Geheimnis ist, sondern eben nur „Geheimnis“ für uns. Daraus wird auch klar, dass sich dieses „Geheimnis“ in dem Mass lüftet, je weiter wir in es einzudringen vermögen. Dazu hat uns der Schöpfer verschiedene Fähigkeiten geschenkt, den Verstand, das Gefühl, und nicht zuletzt die Möglichkeit zu glauben. Auf letztere stützt ER sich, wenn ER sich uns mitteilt. Wenn wir einfach von „jenem Geheimnis, das wir Gott nennen“ sprechen, so verkennen wir – bewusst oder unbewusst – dass zwischen diesem „Geheimnis“ und uns keine undurchdringbare Wand ist, sondern nur ein „Schleier“, der sich lüften kann, der insbesondere durch Gott selbst für uns gelüftet wird, soweit wir fähig sind, ihn mit unseren beschränkten, geschöpflichen Möglichkeiten zu erfassen, und bereit, dies auch zu tun.

Ich habe Anfangs gesagt, dass der Ausdruck „jenes Geheimnis, das wir Gott nennen“ dazu missbraucht wird, um klaren Aussagen (so klar, wie dies uns endlichen Menschen vor dem Unendlichen überhaupt möglich ist), auszuweichen. Das Gesagte zeigt, dass es auch noch zu anderen Gründe geben kann, so zu sprechen. Da ist die Weigerung, die Selbstoffenbarung Gottes an uns Menschen anzunehmen. Oder sie kann als Ausweg aus dem Dilemma benutzt werden, sein wollen wie Gott, und doch immer wieder an die Grenzen unseres „selber wissen können“ stossen. Und nicht zuletzt kann sie ein Schutzschild sein gegen die Anforderungen, die jener „Ich bin der Herr, dein Gott!“ an mich stellt.

„Jenes Geheimnis, das wir Gott nennen“ wird so zu einer ver-räterischen Sprache, die mehr über den Sprechenden aussagt, als ihm lieb ist, besonders wenn er sofort in eine Abwehrstellung flieht, sobald man fragt, was er genau damit meine. Genau diese Reaktion aber habe ich nun schon mehr als einmal

beobachtet. Und genau diese Reaktion zeigt, dass es mit diesem Satz nicht darum geht, eine Wahrheit auszusagen, sondern vor einer solchen zu fliehen.

16.11.2008

Verpflichtungsscheu

Klosterleben

„Es gibt immer wieder jüngere Männer, die an einem Leben in einer klösterlichen Gemeinschaft interessiert sind, aber davor zurückschrecken, sich für eine ganze Lebenszeit zu verpflichten.“

So begründet eine Schweizer Ordengemeinschaft ihr neues Angebot: „Bruder auf Zeit“. Als Vater ein Tochter, die in einem geschlossenen Kloster lebt, und als einer, der in seiner Internatszeit bei den Redemptoristen feststellen musste, dass dieser Weg nicht seine Berufung sei, und nun seit über vierzig Jahren glücklich verheiratet ist, möchte ich hier meine Bedenken anmelden.

„Nun fehlt nur noch die „Ehe auf Zeit“, ein kirchlich (ab)gesegneter Vertrag auf drei Jahre mit der Option auf Verlängerung.“ spottete einer meiner Kollegen, als er davon erfuhr. Sicher, Ehe und Klosterleben sind zwei Paar Stiefel. Aber die Feststellung, dass die jungen Leute von heute immer mehr davor zurück schrecken, sich für eine ganze Lebenszeit zu verpflichten, ist auch in Bezug auf die Ehe zu machen. Die Welt hat versucht, diesem Problem durch eine erleichterte Ehescheidung zu begegnen. Ohne Erfolg. Das heutige Rezept nun heisst „registrierte Partnerschaft“ und leidet an den gleichen Mängeln. Der Mensch von heute scheint nicht mehr fähig zu sein, sich zu verpflichten, eine Pflicht zu übernehmen. Pflichtbewusstsein und Durchhaltewillen gehört immer weniger zu jenen Werten, die der eigenen Selbstverwirklichung zu Grunde liegen. Die Frage ist nun, ob es richtig ist, dieser „Verpflichtungsangst“ in dem Sinn entgegen zu kommen, dass man die Verpflichtung entschärft: Die Gefahr dabei ist, dass dann schon bald auch diese drei Jahre als zu viel empfunden werden, und dass man dann einen jederzeit kündbaren Vertrag anbieten muss. (Was de facto natürlich auch bei einer dreijährigen Verpflichtung schon der Fall ist. Man würde sich ja dem

Vorwurf der „Unmenschlichkeit“ aussetzen, würde man einer vorzeitigen Auflösung nicht zustimmen.)

Meines Erachtens wäre der Weg eher der, den Menschen von heute wieder eine „Verpflichtungsfreude“ zu vermitteln, ihnen zu zeigen, welche Bereicherung, welche Freude trotz aller Schwierigkeiten, eine Verpflichtung, nicht zuletzt eine Verpflichtung für das ganze Leben sein kann. Man sollte ihnen wieder aufzeigen, dass eine solche ganz bewusst eingegangene Verpflichtung zumindest den grossen Vorteil hat, dass man viel leichter aus den Schwierigkeiten des Lebens und der menschlichen Beziehungen heraus kommt. Mit der Möglichkeit einer Scheidung im Hinterkopf ist es meist fast unmöglich, einen anderen Weg aus der Krise zu finden. Das gilt wohl auch im Ordensleben. Wo ein abgegebenes Versprechen nicht unbedingt gilt, gilt es in schwierigen Situationen meist gar nichts mehr.

Wie aber wecken wir diese „Verpflichtungsfreude“ für das Klosterleben bei jungen Menschen? Ich glaube, der Weg, den unsere Vorfahren gefunden haben, ist auch heute an sich noch richtig. Er muss nur besser kommuniziert werden. Es ist jener stufenweise Weg über das Postulat, das eine Zeit der gegenseitigen Prüfung ist, dann das Noviziat, als die eigentliche „Lehre des Klosterlebens“, die zeitlichen Gelübde, die der Test der eigenen Fähigkeit in Bezug auf Pflichtbewusstsein und Durchhaltewillen sind, und schlussendlich die ewigen Geübte, die das endgültige und unwiderrufliche „Ja“ zum eingeschlagenen Weg darstellen.

Sicher, es ist zu prüfen, ob die verwendeten Bezeichnungen nicht durch bessere ersetzt werden können. Dabei ist aber strikte darauf zu achten, dass eine solche neue Sprache nicht plötzlich etwas ganz anderes aussagt, ganz andere Konsequenzen hat, als die alten Begriffe. Es ist erfahrungsgemäss meist besser, es zuerst mit einer besseren Erklärung der Begriffe zu versuchen. Gerade dort, wo ein Wort einen ganz spezifischen Sachverhalt bezeichnet, hat es jene Kraft der Präzision, die unnötigen und verwirrenden Diskussionen vorbeugt.

Nehmen wir nur das Wort „Gelübde“. Es ist wesentlich verbindlicher als ein Versprechen oder gar ein Vertrag.

Gerade mit dem Wort „Gelübde“ aber kommt eine weitere Dimension ins Spiel, die für das Pflichtbewusstsein und den Durchhaltewillen des Menschen von entscheidender Bedeutung ist, nämlich Gott. Nach meiner Erfahrung ist sowohl die Krise des Ordenslebens, wie die Krise der Ehe, schlussendlich eine Gotteskrise. Nur das klare Bewusstsein eines personalen Gottes, mit dem ich in einer persönlichen Beziehung stehe, und der mich fordert um mich zu fördern, macht mich fähig, dort, wo menschliche Weisheit am Ende ihres Lateins ist, trotzdem zu vertrauen auf Christus, den Gekreuzigten, Gottes macht und Gottes Weisheit.

14.11.2008

Sprache als Wegmittel in die Zukunft

Die Sprache und der Inhalt

So betitelte Professor Walter Kirchschräger, Luzern, den vierten Teil seines Vortrags vor der Bewegung „Wir sind Kirche“ in Wien im Oktober 2008. (Quelle: Verein Tagsatzung im Bistum Basel) Der erste Abschnitt unter diesem Titel lautet:

„Sage mir, wie du sprichst, und ich sage dir, wohin du gehst“. So etwa möchte ich ein bekanntes Wort abwandeln. Oder anders: Unsere Sprache verrät uns. Ich halte es für die Zukunft der Kirche für unerlässlich, dass sie ihre Sprache verändert, damit ihre Rede tatsächlich zu den Menschen kommt und von diesen aufgenommen werden kann. Denn mit der Veränderung des Sprachgebrauchs können wir Veränderungen im kirchlichen und im theologischen Denken einleiten.

Der ganze Vortrag an sich ist sehr aufschlussreich in Bezug darauf, was in Bewegungen wie „WIR sind Kirche“ vor sich geht, und wie dort gearbeitet wird, dieser Abschnitt aber ganz besonders. „Sage mir, wie du sprichst, und ich sage dir, wohin du gehst“. Dem kann man nur zustimmen. Diese Kreise denken zwar meist nur an jene „verräterische Sprache“, die von den Feministinnen immer wieder angeprangert wurde. Hier aber verrät sich diese Bewegung selbst, zum Beispiel mit diesem Satz. „Denn mit der Veränderung des Sprachgebrauchs können wir Veränderungen im kirchlichen und im theologischen Denken einleiten.“

Das also ist das erklärte Ziel dieser Bewegungen, Veränderungen im kirchlichen und theologischen Denken einzuleiten. Zwar kann von einleiten kaum noch die Rede sein. Die moderne Theologie hat über die Veränderung der Sprache schon sehr viel erreicht. Man spricht nur noch von Jesus von Nazareth. Damit ist es gelungen, in weiten Kreisen das Bewusstsein nicht nur für die Gottheit Christi, sondern auch für den tiefen

Sinn seines Kreuzestodes zu vernebeln. Man spricht vom „Leben in Fülle“ statt vom ewigen Heil, und kann damit den Sinn der Kirche ganz auf das soziale Element reduzieren. Man spricht nur noch von Feier, von Gemeinschaft, von Mahl, und kann damit im Bewusstsein der Gläubigen den Opfercharakter der heiligen Messe auslöschen. Man spricht von „Kirche vor Ort“ und rechtfertigt damit den Ungehorsam gegenüber der Weltkirche. Man spricht nur noch von der Liebe Gottes zu uns, und erreicht damit, dass das Bewusstsein für die eigene Schuld und Sünde sich immer mehr verflüchtigt einerseits, und andererseits, dass das Gebot der Gottesliebe mit all seinen Konsequenzen „vergessen“ wird. Die Liste liesse sich beliebig verlängern. Wenn wir in das Leben der Kirche hier und jetzt hinein hören, so stellen wir fest, dass diese Rede schon sehr weit bei den Menschen angekommen ist, und von diesen aufgenommen wurde.

Auf einen weiteren Aspekt dieses Textes möchte ich noch hinweisen. Professor Kirchschräger und Bewegungen wie „Wir sind Kirche“ sind sich also voll bewusst, dass eine Veränderung der Sprache zu einer Veränderung des Denkens führt. Sie scheinen sich aber der alten Erfahrung nicht bewusst zu sein, dass sich Dialogpartner umso weniger verstehen, je weniger sie in ihrer Sprache übereinstimmen. Oder wird diese Taktik vielleicht bewusst eingesetzt, um einer sachlichen Argumentation auszuweichen, um die andere Seite der Dialogunfähigkeit oder gar der Dialogverweigerung anklagen zu können? Wenn man mit Anhängern der modernen Theologie diskutiert, kann man sich dieses Verdachts oft kaum erwehren. Auf alle Fälle aber ist es eine allzu einfache und durchsichtige Methode, einfach die Inhalte der zugrunde liegenden Begriffe zu verändern, wenn die eigene Argumentation ins Wanken gerät. Diejenigen, die sie anwenden, sind sich wohl nicht bewusst zu sein, dass sie damit ihre eigene Glaubwürdigkeit zerstören und sich selber als dialogunfähig erweisen.

Sprache als Wegmittel wird von diesen Kreisen auch so eingesetzt, dass sie sich ständig die historisch-kritische Methode berufen. Historisch-kritisch in ihrem Sinn aber ist nur, wer die

klaren Begriffe, welche die Kirche in Jahrhunderte langen Anstrengungen in Forschung und Lehre erarbeitet hat, mit ganz anderen Inhalten unterlegt, oder wer die Glaubenswahrheiten mittels eine andere Sprache in ihr Gegenteil verkehrt. Wie wir schon gesehen haben, kann mit einer „neuen Sprache“ alles und jedes bewiesen oder widerlegt werden. So aber wird eine seriöse Diskussion unmöglich. Das Tragische daran ist, dass damit auch die absolut notwendige, seriöse historisch-kritische Forschung in den ganzen Strudel der Unglaubwürdigkeit hinein gezogen wird.

„Sprache als Wegmittel in die Zukunft.“ Die Kirche wird nicht darum herum kommen, mit gleich langen Spiessen zu kämpfen, also ebenfalls ganz bewusst die Sprache zur Verteidigung der Lehre einzusetzen, indem sie immer und jederzeit darauf besteht, dass die von ihr erarbeitete Begriffe und Definitionen nicht zweideutig oder gar ganz anders eingesetzt werden dürfen, dass für neue Inhalte eben neue Begriffe verwendet werden müssen, die dann ebenso klar zu definieren sind. Sie muss immer wieder in Erinnerung rufen, dass, wer die Glaubenswahrheiten ANDERS, auf die heutige Zeit ausgerichtet, sagen will (was an sich sicher richtig und notwendig ist), es mit allen Mitteln vermeiden muss, in diesem Bestreben plötzlich ETWAS GANZ ANDERS zu sagen, oder auch nur GANZ ANDERS VERSTANDEN zu werden.

„Unsere Sprache verrät uns.“ Eine schwammige Sprache mit unklaren oder mehrdeutigen Begriffen zeugt von einem schwammigen Denken, das sich dann auch in jenem schwammigen Selbstverständnis solcher Bewegungen zeigt, deren innerer Zusammenhalt fast nur noch dem gemeinsamen Feind, sprich „Rom“, zu verdanken ist.

08.11.2008

Keine Frauen weihen?

Frauenpriestertum

Letzthin wurde mir eine ganzseitige Liste von Frauen präsentiert, die im Urchristentum verantwortungsvolle Aufgaben und Funktionen inne hatten. Der Schreiber meinte, ich würde mich selbst dadurch nicht überzeugen lassen. Darauf habe ich ihm folgendes geantwortet:

Wir liegen ja gar nicht so weit auseinander. Die Kirche war nie frauenfeindlich. Sicher gab es Perioden, in denen Frauen etwas weniger in „verantwortungsvollen“ Aufgaben tätig waren. Das ist immer zeitgeistabhängig, wobei auch in solchen Perioden gerade die Frauen sich ihrer entscheidenden Rolle in Kirche und Gesellschaft sehr bewusst waren, und oft auch weit Grösseres leisteten, und zu einer weit grösseren Heiligkeit, zu einer weit innigeren Gottesbeziehung gelangten, als wir (auf unsere Männlichkeit eingebildeten) Männer. Auf alle Fälle bei Christus unserem Herrn und in der ersten christlichen Jahrhunderten fristeten die Frauen kein Mauerblümchendasein. Da bin ich absolut mit Ihnen einig.

Der Unterschied zwischen uns liegt wieder einmal in den Definitionen. Für mich und für unsere katholische Kirche liegt eben ein entscheidender Unterschied zwischen einer (noch so wichtigen und verantwortungsvollen) FUNKTION, die leider in unserer modernen, schwammigen Sprache auch als AMT bezeichnet wird, und dem PRIESTERTUM, das auf einer göttlichen Berufung und der Weihe zum Dienst für Gott und die Menschen beruht. Nur aus dieser Berufung und dieser Weihe heraus besitzt es jene geistliche Vollmachten, die nur Gott vergeben kann und vergibt. Aus diesem Verständnis des Priestertums heraus ist dieses auch nicht ein Herrschertum (das allein Gott zusteht) sondern ein harter Dienst, für dessen treue Erfüllung der Priester eine ganz besondere Verantwortung vor Gott zu tragen hat. Dass jeder Priester in diesem Dienst auch immer wieder versagen kann und versagt ist wohl

unumstritten. Dass ihm ob schwerwiegendem Versagen die Funktion entzogen werden kann, wohl auch. Doch dieses Priestertum bleibt auch dann noch bestehen, wenn diese Person keine kirchliche Funktion ausübt, ja selbst dann, wenn sie ihre menschlichen Fähigkeiten gegen die Kirche einsetzt.

Was ich immer wieder sage: Klare Begriffe verhindern Missverständnis und damit viel Ärger und Streit!

Übrigens, ich habe einmal eine Priester sagen hören: „Gott bevorzugt die Frauen. Sonst hätte er auch ihnen die ganze Last und Verantwortung des Priestertums auferlegt!“

05.11.2008

„Messe in der Messe“

Klare Begriffe

In seinem Blog erzählte ein Kapuziner, wie er von der Buchmesse Olten gebeten wurde, eine „Messe in der Messe“ zu halten. Er fand dieses Wortspiel raffiniert, und zudem sehr sinnvoll, sinngemäss, auch wenn er ein grosses Aber anfügte. Im Verlauf der weiteren Ausführungen stellte sich dann diese „Messe in der Messe“ als eine „Messe“ in Anführungszeichen, als ein Gottesdienst in Form eines Wortgottesdienstes /Meditation heraus.

Auf das sehr richtige und notwendige grosse Aber, das dieser Priester anfügte, brauchen wir hier nicht weiter einzugehen. Beizupflichten ist ihm jedoch besonders dort, wo er dieses Wortspiel einer „Messe in der Messe“ als raffiniert bezeichnet. Es zeigt uns nämlich, wie raffiniert Werbung und Journalistik heute oft arbeiten. Eine Methode besteht darin, einen Begriff, der zwei grundlegend verschiedene Bedeutungen haben kann, so zu verwenden, dass zwar bei näherem Hinsehen der Unterschied sichtbar, dies beim oberflächlichen Lesen aber nicht wahrgenommen wird. Die andere Methode ist, einen Sachverhalt mit einem Begriff zu bezeichnen, welcher hier nicht angemessen ist. Dieser Begriff wird dann zwar in Anführungszeichen gesetzt. Der oberflächliche Leser aber wird diese überlesen, und somit die Unangemessenheit des Begriffes kaum noch realisieren. Eine dritte Methode, die dann im später Verlauf des Textes eingesetzt wird, besteht darin, den Inhalt eines Begriffs immer mehr zu erweitern, bis schlussendlich von der ursprünglich klaren Definition nicht mehr viel übrig bleibt.

Diese Methoden, und insbesondere ihre raffinierte Kombination, führen zur heutigen einer heillosen Begriffsverwirrung, die dann von verantwortungslosen „Propheten“, politischer, wirtschaftlicher oder welcher Couleur auch immer, leicht manipulativ für ihre Zwecke missbraucht werden kann. Die grosse Masse ist ja für Schlagworte jeder Art immer empfänglich.

Vielleicht erinnern wir uns an das Wort vom „Juden“, das im dritten Reich so manipuliert wurde, bis es zum Inbegriff des Halsabschneiders und Betrügers wurde, und dann als Rechtfertigung für das falsche Ideal einer „reinen Rasse“ eingesetzt werden konnte. (Dass dies nicht zuletzt erst auf Grund gedankenloser Vorurteile von Christen möglich wurde, ist eine andere Geschichte.)

Wenn wir nun zum Begriff „Messe“ zurück kommen, so wissen wir alle, dass eine Buchmesse, oder was dergleichen auch immer, nichts zu tun hat mit einer Messe im Sinn der katholischen Kirche. Die Kombination der beiden Inhalte des gleichen Wortes ist zwar lustig, und auch ganz im Stil jener modernen Literatur, in der das Wort, die Wortspielerei, oft wichtiger ist als der Begriff, der Inhalt. Sie führt aber bei Menschen mit einem gewissen Mangel an Glaubenswissen (bei getauften Taufbewerbern, wie Bischof Dr. Kurt Koch diese einmal genannt hat) dazu, sich immer weniger mit dem tiefen Gehalt unserer Glaubensbegriffe, hier des Wortes „Messe“, zu befassen. Sie führt dazu, dass im Unterbewusstsein dieser Menschen die katholische Messe etwas Ähnliches wird, wie eine Buchmesse, das heisst zu einem „Event“ unter vielen anderen Freizeitangeboten. Dass es sich bei der Messe im Sinn unseres Glaubens um die „Heilige Messe“, oder genauer das „Heilige Messopfer“ handelt, wird damit zwar nicht geleugnet, aber im Bewusstsein der einfachen Gläubigen immer mehr verdrängt. In der Firmvorbereitungsgruppe, die meine Tochter und ihr Mann dieses Jahr begleiten, hatte keiner dieser jungen Leute eine Ahnung, weshalb man die katholische Messe Heilige Messe nennt, vom Heiligen Messopfer ganz zu schweigen. Dass damit auch dem Begriff „Gottesdienst“ immer mehr Dinge untergejubelt werden, die kaum noch etwas mit der eigentlichen Bedeutung zu tun haben, ist eine ebenfalls nicht abzustreitende Erfahrung. Gottesdienst wird immer mehr zu einer von der Kirche und ihrem Personal erbrachten Dienstleistung, die man konsumiert. Man erwartet, dass uns dabei Gott erfahrbar gemacht, oder genauer, dass uns Möglichkeiten der Gottese Erfahrung auf dem Silbertablett präsentiert werde. Eine solche Haltung aber widerspricht dem ursprünglichen tiefen

Sinn des Wortes. Es ist mir schon klar, dass der Mensch von heute Mühe hat mit einem „Dienst an Gott oder für Gott.“ In meiner Jugend hatten wir kein Problem damit. Aber später. Wie Gottesdienst heute verstanden werden kann, das wurde für mich erst wieder verständlich, als ich zu begreifen begann, dass Gottesdienst im Grunde genommen nichts anderes ist als die logische Antwort des Menschen auf das Entgegenkommen Gottes zu uns. Gott ist es, der uns einlädt, eine persönliche Beziehung zu ihm aufzubauen, und der uns, nicht zuletzt im Gottesdienst, die verschiedensten Möglichkeiten und Hilfsmittel dazu „andient“. Indem wir, nicht nur, aber ganz speziell im Gottesdienst, auf diese Möglichkeiten und Hilfestellungen eingehen, leisten wir Gott den „Dienst“, ihm zu erlauben, Seinen Willen mit uns, und so durch uns mit der Welt zu realisieren, oder besser ausgedrückt, diesen nicht zu behindern.

Wenn wir nun jeden Gottesdienst als „Messe“ bezeichnen, so führt dies dazu, jede Art Gottesdienst als Messe zu empfinden, so dass der Unterschied zu anderen Gottesdienstformen, deren Berechtigung, ja Wichtigkeit, sicher nie abgestritten werden darf, verwischt wird. Damit gerät nun auch die innerkirchliche Sprache in jene Beliebigkeit, in jene Art von Relativismus, in der ein Wort auch innerhalb der gleichen Diskussion, wie ein Chamäleon immer wieder einen anderen Sinn annimmt, je nachdem, welcher für die Argumentation gerade nützlicher ist. So aber rutscht unsere Welt (und unsere Kirche) immer mehr in jene Dialogunfähigkeit hinein, in der jeder am anderen vorbei redet.

04.11.2008

Welche Struktur braucht die Kirche von heute?

Hierarchie

Darüber kann man des Langen und Breiten diskutieren. Man wird aber zu keinem Ende gelangen, denn dazu müsste man sich zuerst einmal darüber einigen, was man unter „Kirche“ eigentlich versteht. Wer die ganze Diskussion verfolgt, merkt bald einmal, dass sich hier zwei gegensätzliche Auffassungen von „Kirche“ gegenüber stehen.

Die eine, die sich sehr lautstark äussert heisst: „WIR sind Kirche“. Dabei beruft sie sich gerne auf das Konzil. Eine solche Kirche versteht sich als eine mehr oder weniger lose Gemeinschaft von Menschen, die sich bemühen, ihr Leben im Geist eines gewissen Jesus von Nazareth zu leben. Dieser hat zu Beginn unserer heutigen Zeitrechnung gelebt und wurde von der herrschenden Klasse von damals zum Tod am Kreuz verurteilt. Er aber lebt weiter in seinen Jüngern. Ziel einer solchen Kirche ist Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung, also die Selbstverwirklichung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft hier und jetzt.

Die andere ist jene, die die Kirche als mystischer Leib versteht, dessen Haupt und Herr Jesus Christus ist. Dieses Kirchenverständnis zieht sich durch alle Dokumente des Konzils, und wird im Dokument über die Kirche ausführlich dargelegt und begründet. Es stellt Christus als wahren Gott und wahren Menschen ins Zentrum. Ziel dieser Kirche ist schlussendlich ein Reich Gottes, das nicht von dieser Welt ist, das sich demzufolge hier und jetzt auch nur ansatzweise verwirklichen lässt. Die Motivation hier, sich für Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung einzusetzen, ist der Schöpferwille Gottes und der Auftrag unseres Herrn Jesus Christus.

Wer der Diskussion aufmerksam zuhört, der wird sich plötzlich einmal gewahr, dass sich die Verfechter des ersten Kirchenbildes so weit als nur irgendwie möglich um den Begriff „Chris-

tus“ herum drücken (obwohl auch sie sich "Christen" nennen). Damit aber wird der grundlegende Unterschied der beiden Kirchenbilder klar. Es geht im Grunde genommen darum, wer dieser Jesus von Nazareth eigentlich war.

Das Bild vom Leib Christi zeigt uns diesen Jesus von Nazareth als den Christus, unseren Herrn und Erlöser. Hier ist das Kreuz ein ganz zentraler Wert, Gottes Kraft und Gottes Weisheit, wie der Völkerapostel es ausdrückt. Das aber kann es nur sein, wenn Christus sowohl eine historische Gestalt, wie auch ewiger Gott, eines Wesens mit dem Vater, ist.

Das „WIR sind Kirche“ Verständnis zeigt uns Jesus von Nazareth primär als eine historische Gestalt. Sein Einsatz für die Armen und Unterdrückten führte zu seinem Tod am Kreuz. Seine „Auferstehung“ braucht in dieser Sicht kein historisches Ereignis zu sein. Es genügt, wenn sein Werk in seinen Jüngern weiter lebt.

Überspitzt ausgedrückt könnte man also sagen, im „Leib Christi“ Verständnis IST Christus eine Person, im „WIR sind Kirche“ Verständnis WAR Jesus von Nazareth jemand. Damit aber wird deutlich: „Die Gottesfrage klopft an die Türe unserer Kirche!“, denn, um zum ursprünglichen Thema zurück zu kommen, entscheidet nicht zuletzt diese Frage über die bestmögliche Struktur unserer Kirche.

31.10.2008

Du sollst dir kein Bildnis machen!

Gottesbild

Du sollst dir kein Bildnis machen! Dieses Gebot gilt auch im übertragenen Sinn auch heute noch. Doch wenn wir eine Religion haben wollen, eine Beziehung zu Gott, so sind wir Menschen darauf angewiesen, uns gewisse konkrete Vorstellungen von Gott zu machen. Dabei aber müssen wir ganz bewusst der Versuchung ausweichen, uns ein einseitiges Gottesverständnis zuzulegen. Das führt in jedem Fall zu einem sektenhaft eingengtem Verhältnis zu Gott.

Am besten ist es wohl, wenn wir uns Gott „katholisch“, das heisst allumfassend, vorstellen. Das führt zwar zu einem scheinbar widersprüchlichen Gott, doch zu einem Gott, mit dem wir immer und überall, in allen Lebenslagen in Beziehung treten können. Und das führt zu einem Gott, in dem auch das Gottesverständnis anderer Platz hat, auch wenn wir es als allzu einseitig und deshalb als mehr oder weniger falsch beurteilen.

Ein solcher „katholischer“ Gott ist das grosse UND, ist immer sowohl als auch. Er ist das grosse Geheimnis, und gleichzeitig derjenige, der sich uns geoffenbart hat. Er ist reine Liebe und Barmherzigkeit, und gleichzeitig der gerechte Richter der Lebenden und der Toten. Er ist uns immer nahe, und gleichzeitig der erhabene Herrscher. Er lässt uns unsere Freiheit und hält uns gleichzeitig in seiner Hand. Er will das Leben hier und jetzt, und gleichzeitig unser Leben in seiner zukünftigen Welt. Er lässt sich von uns erfahren, und fordert gleichzeitig unseren Glauben.

Diese Liste liesse sich beliebig verlängern. An uns ist es, uns immer wieder zu fragen, wo wir wirklich einen „katholischen“, allumfassenden Gott haben, und wo unser eigenes Gottesverständnis einseitig, vordergründig, vielleicht sogar auf einen oder ein paar wenige Aspekte Gottes reduziertes ist. Eine

Warnleuchte sollte es uns immer sein, wenn wir versucht sind
zu sagen: „Gott kann doch nicht ... !“

25.10.2008

Wer ist der Hirte?

Hierarchie

Unter diesem Titel zitierte ein Schweizer Kapuziner den nicht ganz unumstrittenen Theologieprofessor Walter Simonis:

„Das Bild vom Hirten und der Herde ist URSPRUENGLICH ein christologisches BILD.“

Im katholischen Glauben aber ist die Hirtenfunktion Christi nicht ein Bild, sondern die auch HEUTE noch aktuelle WIRKLICHKEIT, an der sich die Kirche zu orientieren hat. Von dieser Grundwahrheit haben sich allerdings viele Katholiken von heute abgewendet. Das Gleichnis ist für sie nur noch ein Bild, und erst noch eines, das nicht mehr in die heutige Zeit passt. Die Realität leider so, dass wir einerseits sicher Amtsträger haben, die sich als über dem Gottesvolk stehend wähnen. Auf der anderen Seite haben wir aber auch Amtsträger, die den Lehr- wie dem Hirtenauftrag, den sie von ihrem Herrn und Meisters Jesus Christus, als Teilnahme an SEINER Hirtenaufgabe, erhalten haben, vernachlässigen oder gar ablehnen, und sich lieber von der Masse mitreißen lassen. Im Volk Gottes auf der anderen Seite haben wir ebenfalls diese beiden Tendenzen, Gläubige, die sich blindlings jedem anvertrauen, der behauptet, Hirte zu sein, und andere, die jeden Hirten über sich grundsätzlich (weil undemokratisch) ablehnen, (um dann jenen Lehrern und Hirten nachzulaufen, die ihnen nach dem Mund reden).

In diesem Zusammenhang kommt mir eine Diskussion in einer Jugendbewegung in den Sinn, wo es um die Abschaffung militärischer Begriffe ging. Dort bemerkte jemand ganz richtig, dass „Leiter“ und „Führer“ eben nicht deckungsgleiche Begriffe seien. Als Beispiel nannte er den Museumsleiter und den Museumsführer. Als Bild, um den Idealzustand der Kirche etwas verständlicher zu machen, scheint mir dieses Beispiel gut geeignet. Christus ist der Leiter der Kirche. (Er ist sogar mehr, er ist auch ihr Herr.) Alle weiteren „Leiter“ sind im Grund ge-

nommen nur Führer, die im Auftrag und nach den Weisungen des Leiters ihre spezifische Aufgabe wahrnehmen. Wenn sie sich dabei als über den Geführten stehend betrachten, sind sie fehl am Platz. Wenn sie dabei aber die Weisungen und Richtlinien des Leiters nicht durchsetzen, genauso.

Die Kirche muss wieder CHRISTUS, den Herrn und Hirten, an ihre Spitze stellen. Nur dann kann sie sich glaubwürdig christlich nennen. Und nur dann kann sie den zentrifugalen Kräften in ihr entgegen wirken.

22.10.2008

Verschiedene Fragen

Immer wieder gehört

Auf Grund eines Eintrags in einem Blog stellte eine Teilnehmerin eine Reihe von Fragen, die ich zu beantworten versuchte. Hier mein Text:

So viele Fragen! Ich weiss nicht, ob ich Dir noch eine vernünftige Antwort geben kann. Doch zuerst muss ich, so glaube ich, etwas von Dir verlangen, was ich selber noch lange nicht in der Lage bin zu erbringen. Wir sollten, bevor wir kritisieren, immer zuerst versuchen, zu verstehen. Es genügt doch, wenn die anderen uns kritisieren. Das kleine Opfer des Ertragens von Kritik, von der wir sehen, dass der andere uns einfach falsch versteht, sollten wir, glaube ich, uns immer wieder zu erbringen bemühen. Womit wir schon bei Deiner ersten Frage wären, die Haltung des Opfern.

„Jetzt freue ich mich in den Leiden, die ich für euch ertrage. Für den Leib Christi, die Kirche, ergänze ich in meinem irdischen Leben das, was an den Leiden Christi noch fehlt.“ (Kol. 1,24) An dieser Aussage kommen wir, glaube ich, nicht vorbei. Überhaupt basiert die ganze paulinische Theologie sehr stark auf dem Begriff „Christus“ und damit auf dem Opfer Christi am Kreuz. Diese Theologie führte überhaupt erst zum Begriff „Christen“ (Ag 11,26) Und diese Theologie führte dazu, dass wir Christen das Kreuz als unser „Logo“ verwenden. Am Opfer Christi für uns kommt kein Christ vorbei, und deshalb auch nicht an der Teilnahme an diesem Opfer. Die Kirche betont ja auch sehr stark den Opfercharakter der Heiligen Eucharistie. Teilnahme an der Eucharistie ist nicht nur Mahl und Gemeinschaft. Sie ist genauso Teilnahme am Opfer Christi. Ja, Mahl und Gemeinschaft sind nur verständlich und real auf dem Hintergrund des Kreuzesopfers. So wie im alten Bund die Israeliten voll Freude zum Opfermahl zusammen kamen, so kommen auch wir zum Mahl zusammen, indem das Opfer des Kreuzes

gegenwärtig wird und es ermöglicht, dass wir das Fleisch des Lammes essen und sein Blut trinken.

Wie das konkret verstanden werden könnte, scheint für mich beim obigen Pauluszitat auf. „Ich freue mich in den Leiden, weil ich damit ergänze, was am Leiden Christi noch fehlt.“ Sicher fehlt am Leiden Christi nichts. Aber es muss bei den Menschen ankommen, und das geschieht nicht ohne mein Leiden, mein Opfer, oder besser gesagt meine persönliche Verbindung zum Opfer Christi, zu der ich immer wieder durch die Teilnahme am Heiligen Messopfer aufgefordert und gestärkt werde. Dass Christi Leiden nicht bei den Menschen ankommen kann ohne mein Leiden, mein Opfer, hat wohl den selben Sinn wie das Opfer Christi am Kreuz. (Röm 5,19) „Wie durch den Ungehorsam des einen Menschen die vielen zu Sündern wurden, so werden auch durch den Gehorsam des einen die vielen zu Gerechten gemacht werden.“ Unser Opfer, glaube ich, dürfen wir ruhig verstehen als Teilnahme am Gehorsam Christi. Und dieser Gehorsam wird uns erleichtert, wenn wir glauben, dass Gott allein die Folgen und die Folgen der Folgen all seiner und unserer Taten kennt, und deshalb allein irrtumsfrei zu entscheiden vermag, was für das Ganze seines mystischen Leibes, ja für das Ganze seiner Schöpfung, das beste ist.

„Muss man sich Gott unterwerfen? Muss man ihn gnädig stimmen durch Rituale?“ „Christus war gehorsam bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz.“ Wer also bin ich, dass ich die Unterwerfung unter Gottes Willen verweigere? Käme das nicht der Behauptung gleich, Gott handle willkürlich, verlange, was ihm gerade einfällt, einfach um zu sehen, ob ich schön folgsam und brav sei? Gott fordert von uns die Unterwerfung, aber nicht unter seine Willkür, sondern unter sein Wohlwollen mit uns allen (nicht nur mit mir allein).

Was nun die Rituale betrifft. Darüber habe ich in meinem Büchlein im Kapitel „Formeln und Formeln“ (Seite 100 ff) geschrieben. Ich habe dieses Kapitel unter die „Stolpersteine“ eingereiht. Formen, Formeln und Rituale können tatsächlich zu Stolpersteinen auf meinem Weg zu Gott werden. Gott

selber hat keine Rituale nötig. Doch wir Menschen brauchen solche sehr. Kein Mensch lebt für sich allein. Auch seine Gottesbeziehung lebt kein Mensch für sich allein. (1.Kor 14,33) „Denn Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern ein Gott des Friedens.“ Um aber im Frieden miteinander leben zu können, brauchen wir Ordnung, also auch Formen und Rituale.

In solchen Ritualen drücken wir unseren Glauben, unsere Spiritualität aus, und zwar gemeinsam, für alle verständlich und nachvollziehbar. Das Problem heute habe ich in einem anderen Posting aufgeworfen. Wo sich verschiedene Spiritualitäten (oder vielleicht sogar Glaubensüberzeugungen) gegenüber stehen, da stehen sich auch die Rituale „feindselig“ gegenüber. Dann wird es wichtig zu versuchen, mich in jene Spiritualität hinein zu denken, die durch die Rituale der anderen ausgedrückt wird. Wo Gottes Grösse und Allmacht, seine Herrlichkeit und Gerechtigkeit im Vordergrund stehen, da drücken solche Rituale auch den Rangunterschied zwischen Gott und mir aus. Wo Gottes Nähe zu mir, seine Liebe, seine Güte und sein Verzeihen im Vordergrund stehen, da liegen Rituale näher, die die Innigkeit und Vertrautheit mit Gott ausdrücken. Der Streit um die Rituale ist also immer auch ein Streit um die richtige Spiritualität. Da aber die Spiritualität sehr stark mit dem Glauben zu tun hat, wird der Ritenstreit leicht zu einem Glaubenskrieg. Sehr schade, aber leider auch sehr menschlich.

„Müssen wir Gottes Liebe „verdienen“?“ Das können wir nicht. Entscheidend aber ist, ob wir diese Liebe bewusst annehmen, oder als selbstverständlich hinnehmen. Bewusst annehmen aber bedeutet, bewusst darauf zu reagieren, zuerst einmal dafür zu danken und dann aus dieser Liebe heraus zu leben. Das ist es, was ich unter „verdienen“ verstehe. Christus hat uns unserer Erlösung verdient, indem er aus Liebe gehorsam war. Wäre Gottes Liebe eine Selbstverständlichkeit, zu der wir nichts beitragen müssten, so hätte es des Kreuzes nicht bedurft. So bedarf es auch unseres „Kreuzes“ um die Liebe Gottes in diese Welt zu bringen, oder vielleicht besser, um sie in unserer Welt zu auszuteilen.

Nun die Frage der Angst vor Sündenstrafen. In einem Leserbrief habe ich einmal geschrieben: „Gott braucht uns nicht zu strafen. Es genügt, wenn er die Folgen unseres Fehlverhaltens nicht immer von uns abwendet.“ Die christliche Angst vor Sündenstrafen ist also nichts anderes, als die Angst vor den Folgen meines eigenen Fehlverhaltens. Der christliche Glaube und die christliche Hoffnung aber sagen mir, dass diese Folgen nicht unabwendbar sind, dass Gott sie für mich abwenden kann und auch abwendet, einerseits, wenn es sich um ein Versagen und nicht um eine effektive Schuld handelt, und andererseits, wenn ich mich in Sünde und Schuld immer vertrauensvoll an ihn wende, immer vorausgesetzt, dass sich dies zu meinem und der Welt Heil auswirkt, und nicht zum Unheil. Dabei darf ich auch nie vergessen, dass Gott, unser Vater, der beste Pädagoge der Welt ist. Er wird auch Zurechtweisungen oder gar Strafen einsetzen, wo es zu unserem Heil nötig ist. Und er kann sogar, um auf die Kreuzesfrage zurück zu kommen, unser Fehlverhalten und dessen Folgen zu unserer Teilnahme am Kreuz Christi werden lassen. Für mich ist in letzter Zeit ein Gebet sehr wichtig geworden, weil es für mich zu einem Akt grossen Vertrauens ist: „O mein Jesus, verzeih mir unsere Sünden, bewahre mich vor dem Feuer der Hölle.“ Wenn Christus eine Bitte von uns erhört, dann wohl doch zuerst diese.

21.10.2008

Der Liturgiestreit

Wie ich ihn erlebt habe und noch erlebe

Wer die Diskussionen in der Ritusfrage unserer lateinischen Kirche verfolgt, wird unschwer feststellen, dass die Situation immer noch verfahren ist. Beide Seiten behaupten zwar, die andere Form anzuerkennen. Doch der Eindruck, dass es sich dabei de facto um Lippenbekenntnisse handelt, drängt sich oft geradezu auf. Ich möchte hier nicht auf die Details eingehen, sondern eine Frage aufwerfen, die meines Erachtens viel zu wenig diskutiert wird, und deshalb im Hintergrund immer wieder mitschwingt, und das Klima vergiftet. Es ist die Geschichte dieses Streites.

Wenn wir die Freunde der alten Form hören, so sind die Modernisten schuld an der heutigen Misere. Sie seien es, die die traditionelle Liturgie ins Abseits gedrängt hätten und dies immer noch versuchten. Hören wir auf der anderen Seite die Modernisten, so sind es die Freunde der alten Form, die sich allem Neuen in den Weg gestellt hätten, und immer noch stellten. Was aber ist tatsächlich passiert?

Faktum ist, dass sich der Streit um die Liturgie an Erzbischof Lefebvre entzündete. Er war – wenn meine Informationen stimmen – unter anderem der Meinung, dass der tridentinische Ritus auf keinen Fall verändert werden dürfe. An seiner Überzeugung hielt er unverbrüchlich fest, sodass er immer mehr in die Opposition zum Lehramt der Kirche hinein schlitterte, bis hin zum offenen Ungehorsam, der ihm dann die Exkommunikation einbrachte.

Die FSSPX hält am „Glaubenssatz“ der Unveränderlichkeit des tridentinischen Ritus fest. Die FSSP, die sich von ihr anlässlich der unerlaubten Bischofsweihen abspaltete, musste sich verpflichten, den NOM, und damit im Grundsatz die Möglichkeit einer neuen Messordnung anzuerkennen. Damit aber hatten verschiedene ihrer Priester ganz eindeutig Mühe. Aussagen

wie: „Der NOM muss so rasch als möglich wieder abgeschafft werden!“ belegen dies in aller Deutlichkeit. So aber wurde auch ihre Argumentation für die alte Form, die sich vornehmlich auf die Schwächen und Fehler des NOM und dessen Umsetzung stützte, von vielen als grundsätzliche Ablehnung des NOM verstanden und in ihren Kreisen in diesem Sinn übernommen. Dass es ihnen damit nicht gelang, und bis heute nur in sehr bescheidenem Mass gelungen ist, sich als Gemeinschaft wie als Einzelne in der Öffentlichkeit klar von Lefebvre und seiner generellen Auflehnung jeder Reform zu distanzieren, war die Folge dieser Halbherzigkeit.

Was nämlich die breite Öffentlichkeit in dieser Situation von alledem wahr nahm, war die Auseinandersetzung zwischen „Rom“ und „Lefebvre“. Und da die allermeisten Katholiken – zumindest damals noch – sich dem Lehramt verpflichtet fühlten, blieben die Freunde der alten Form eine Minderheit, an denen der Ruf der Rebellen gegen Rom hängen blieb. Diese Sicht der Dinge wurde dann von jenen weidlich geschürt, die eine Ablenkung von ihrem eigenen Ungehorsam gegenüber dem Lehramt nur zu gut brauchen konnten. Ihnen wurde es so möglich, alles war mit der Erhaltung der Tradition zu tun hatte, in die Traditionalisten- oder gar Fundamentalistenecke zu verweisen, und sich als die wahren Verteidiger der Kirche aufzuspielen.

In dieser Situation helfen Klagen und Anklagen nicht weiter. Sie führen nur dazu, dass die schweigende Mehrheit verunsichert und gelähmt wird, sich auf die eigene Spiritualität zurückzieht, oder der Kirche den Rücken kehrt. Zum Glück gibt es immer mehr Katholiken, die dies einsehen und sich bemühen, Brücken zwischen den beiden Formen der Liturgie zu schlagen. Gefordert sind hier alle Katholiken guten Willens, ungeachtet ihrer liturgischen Präferenzen. Nötig sind viele kleinere und grössere, vielleicht auch ganz grosse Schritte und Zeichen guten Willens. Nötig ist vor allem ein klares und öffentliches Bekenntnis zum Lehramt und seinen Entscheiden. Nötig ist es, alles zu vermeiden, in Wort und Tat, was die Spannungen und Spaltungen noch verschärfen könnte. Nötig ist es vor allem,

den historischen Hintergrund nicht zu vergessen, wenn wir die Haltung anderer wie auch die eigene Haltung verstehen, und daraus die nötigen Konsequenzen ziehen wollen.

04.10.2008

9. Die Zölibatskrise ist eine Wertekrise. Wo nur noch diesseitige Werte zählen, wird je-des Handeln "um des Himmelreiches willen" wertlos.

10. Die Zölibatskrise ist eine Krise des Pflichtbewusstseins. Seine Pflicht erfüllt man nicht, indem man seine Vorgesetzten in der Öffentlichkeit schlecht macht.

Alles in allem: Die Zölibatskrise ist ein Stellvertreterkrieg. Über die Zölibatsfrage wird versucht, grundlegende Aussagen der römisch-katholischen Lehre zu verändern.

29.09.2008

Gesucht: eine neue Kirchensprache

In der Sprache von heute

Diese Forderung wird von modernen Theologen oft erhoben, jedoch meist als Lamento, als Grund zu Kirchenkritik, als Rechtfertigung von Eigenmächtigkeiten. Doch ganz so einfach liegen die Dinge nun auch wieder nicht.

Sicher, wir müssen die uralte Botschaft in die Sprache der Heutigen übersetzen. Das geschieht auch – wenn vielleicht auch zu wenig. Denken wir nur an das früher so liebevoll gebetete: „Du bist gebenedeit unter den Weibern“! Dabei aber müssen wir aber aufpassen, dass wir, wenn wir die Dinge anders sagen, nicht plötzlich etwas ganz anderes sagen. Dass auch das hin und wieder nötig sein kann, will ich nicht bezweifeln, dort, wo diese uralte Botschaft zu einseitig, zu einengend ausgedrückt wurde. Auch hier ein Beispiel. Früher beten wir im Rosenkranz: „Bewahre uns im wahren Glauben“. Das kann heute als Kampfansage gegen Andersgläubige ausgelegt werden. Die neue Formulierung: „Jesus, der in uns den Glauben mehre“ drückt viel schöner aus, um was es geht, nämlich zuerst um meine eigene Glaubensbeziehung zu Gott, die immer wachsen muss, um immer „katholischer“, umfassender zu werden. Es gibt aber auch viele Beispiele, in denen eine „Aktualisierung um jeden Preis“ genau dieses Umfassende des Glaubens zerstört, indem sie Teilaspekte überbetonen, so dass andere Aspekte darüber vernachlässigt, wenn nicht gar geleugnet werden. Beispiele dazu findet wohl jeder genug, der aufmerksam in die heutige Verkündigung hinein hört.

Noch ein anderer Gedanke zu dieser Problematik. Gerade unsere moderne Welt kennt eine Vielzahl an Fachsprachen. Der Sport hat seine, die Technik eine andere, von der digitalen Welt nicht zu reden. Wer auch nur ein wenig verstehen und mitreden will, muss sich in diese Sprachen einarbeiten. Auch

ich als alter Vater muss immer wieder zurück fragen, wenn mir z.B. mein Sohn über sein Spezialgebiet, die Baudynamik, erzählt. Warum sollte also nicht auch der Glaube seine eigene Sprache haben? Das kann ihn durchaus interessant machen. Das kann verhindern, dass die Angesprochenen zu passiven Zuhörern werden, statt sich aktiv und persönlich mit der Materie zu befassen. Fachausdrücke haben nun einmal den Vorteil, dass ihnen meist eine sehr präzise Definition zugrunde liegt. Sich damit befassen zu müssen verhindert, die Dinge nur halb oder gar falsch zu verstehen.

Um ein Beispiel aus der Praxis zu nehmen: Wenn ich einen Computerkurs leite und damit beginne, über das Computer-Fachchinesisch zu lamentieren, nützt das den Teilnehmern nichts. Das können sie genau so gut, vielleicht noch besser als ich. Und etwas ändern an der Tatsache, dass sich diese Fachsprache nun einmal durchgesetzt hat, kann ich als Einzelner auch nicht. Also ist es meine Aufgabe, diese Fachbegriffe so in meine Ausführungen einzubauen und zu „übersetzen“, dass die Teilnehmer sie auch dann noch verstehen, wenn sie in einem anderen Zusammenhang damit konfrontiert werden, z.B. in den Handbüchern oder den Hilfetexten.

Auch bei der „Kirchensprache“ hilf Lamentieren nichts. Ich muss mich damit befassen und zu verstehen versuchen. Dabei darf der einfache Gläubige erwarten, von den Lehrbeauftragten die nötigen Erklärungen und Hilfen zu bekommen. Damit aber lerne ich nicht nur diese Sprache, sondern auch meine Kirche und ihre Lehre besser, genauer und umfassender kennen.

19.09.2008

Was heisst eigentlich "christlich"

Christus und christlich

In einer Diskussion antwortete mir eine Katechetin auf die Frage, was sie unter „christlich“ verstehe, „Christlich bedeutet für mich, die Botschaft Jesu als Leitbild zu nehmen.“ Diese Antwort zeigt meines Erachtens sehr deutlich die Schwierigkeiten, die heute viele innerkirchliche und innerchristliche Diskussionen prägen.

Da ist zuerst einmal dieses „bedeutet für mich“. Es ist ganz klar. Jeder Christ, der sein Christsein ernst nimmt, muss für sich selber definieren, was dieses Wort für ihn, in seiner konkreten Situation, bedeutet. Er muss sich dann aber auch fragen, ob und in wie weit seine Art Christ zu sein tatsächlich christlich ist. Dazu bedarf es jedoch einer konkreteren, einigermassen allgemein anerkannten Definition dieses Wortes. Noch viel mehr bedarf es einer solchen Definition, wenn es darum geht zu beurteilen, ob und in wie weit die Haltung oder das Handeln eines Anderen christlich ist, oder nicht.

Dann beruft sich diese Definition auf die Botschaft Jesu. Die erste Frage, die ein solcher Bezug aufwirft, ist, ob sich „christlich“ wirklich auf „Jesus“ zurückführen lässt, oder ob wir nicht den Begriff „Christus“ zu Grunde legen müssen. Um diese Frage zu beantworten, müssen wir wohl auf den Ursprung dieses Wortes zurück gehen. Wir wissen, dass sich die Jünger Jesu zum ersten Mal in Antiochia „Christen“ nannten, und zwar auf Grund der Verkündigung des Apostels Paulus. (Apg 11,26). Beim Lesen der Paulinen aber fällt auf, dass dieser Apostel eine sehr stark christusbezogene Verkündigung pflegte, dass bei ihm die menschliche Person dieses Jesus von Nazareth kaum erwähnt wird, während seine Funktion als Christus eigentlich allgegenwärtig ist. Dies dürfte der Grund gewesen sein, dass sich die Jünger von Antiochia „Christen“ und nicht „Jesuaner“ oder ähnlich nannten.

Wenn heute nun versucht wird, die beiden Begriffe „Jesus“ und „Christus“ gleichzusetzen – und das muss man wohl, wenn man sich als Christ auf Jesus beruft – dann ist das zumindest einmal historisch gesehen falsch. Gerade für Paulus ist Christus eben weit mehr als einfach der Mensch Jesus von Nazareth, und dies, obwohl der Herr sich ihm vor Damaskus zu erkennen gibt mit der Aussage: „Ich bin Jesus, den du verfolgst.“ Sehr schnell muss er erkannt haben, dass dieser Gekreuzigte Jesus von Nazareth eben mehr sein muss als ein Mensch, der einmal gelebt hat, wenn er ihm so direkt begegnen kann. Sehr schnell muss er begriffen haben, dass dieser Jesus der verheissene Messias, also der Christus, der Gesalbte Gottes ist, der sein Volk von seinen Sünden erlöst. Deshalb kann er schreiben: „Wir aber verkünden Christus, den Gekreuzigten ... Christus, Gottes Kraft und Gottes Weisheit.“ (1.Kor 23-24)

Wenn wir dies sehen, dann fällt auch noch ein weiteres Problem der eingangs erwähnten Definition auf. Es ist die Frage nach der Botschaft dieses Jesus von Nazareth. So wie diese Definition dasteht, lässt sie einen sehr grossen Ermessensspielraum in Bezug auf diese Botschaft, besonders wenn man dann noch, wie diese Katechetin in der gleichen Diskussion, sagt, „dass man nicht beweisen kann, welche Worte Jesus wirklich sagte und welche man ihm später Laufe in den Mund gelegt hat.“ Die Frage, was an der Schrift „echt“ ist, und was nicht, ist zwar auch eine jener Fragen, die jede Diskussion über den Glauben erschweren. Hier können wir, glaube ich, sie vorerst einmal ausklammern. Paulus, der „Schöpfer“ des Wortes „Christen“ und damit des Begriffes „christlich“, bezieht sich eigentlich kaum je auf die Worte dieses Jesus von Nazareth, sondern bewusst auf seine Funktion als Christus, als Erlöser. Er versteht diesen Jesus auch nicht als Sozialrevolutionär. Die Erlösung, die er verkündet, ist jene aus Sünde und Schuld. Seine Hoffnung ist nicht diejenige einer besseren Welt hier und jetzt. Das ist für ihn nur eine Folge jener grundlegenden Hoffnung derjenigen, die sich Christen nennen, nämlich der Hoffnung auf die eigene Auferstehung und das ewige Heil, und das Handeln auf diese Hoffnung hin.

Wenn wir also den Begriff „christlich“ nicht von seinem Ursprung abkoppeln und komplett umdeuten, dann hat er eine ziemlich eindeutige Bedeutung, die es zu respektieren gilt. Dann heisst christlich nicht anderes, als diesen Jesus von Nazareth als den Christus, den Herrn und Erlöser anerkennen und aus diesem Glauben und dieser Hoffnung heraus zu leben.

13.09.2008

Ohne Pfarrei keine Kirche

Ortskirche

Um das zu verstehen, müssen wir uns zuerst klar werden, was die Pfarrei eigentlich, ihrem Wesen nach ist. Und hier muss zuerst eine Negativfeststellung gemacht werden: Die Pfarrei ist nicht einfach eine Organisationsstruktur. Alle organisatorischen Aufgaben, die ihr zufallen, sind zwar nötig, aber nicht wesentlich. In ihrem Wesen ist die Pfarrei eigentlich gar keine selbstständige Einheit, sondern schlicht und einfach Teil der Ortskirche, der Bistums.

Das Bistum als Ortskirche aber ist grundsätzlich eine territorial definierte Grösse. Es umfasst alle Gläubigen, die in diesem Territorium leben. So umfasst auch die Pfarrei alle Gläubigen des ihr vom Bischof zugewiesenen Gebietes. Alle Gläubigen aber heisst wirklich alle, ungeachtet der Intensität ihres Glaubenslebens und ungeachtet ihrer Spiritualität.

Aus diesem Grund bin ich der Überzeugung, dass alle anderen Organisationen innerhalb der Kirche, Bewegungen, Gruppierungen, Vereine und Vereinigungen etc. nicht, auch nicht teilweise, über oder ausserhalb des Bistums, und damit der Pfarrei, gesehen werden dürfen, dass sie nur im Dienst am Bistum, und deshalb im Dienst an der Pfarrei, ihre Existenzberechtigung haben.

Heute erleben wir aber eine sehr starke Tendenz, dass jeder sich selbst seine Aufgaben gibt. Diese Tendenz erleben wir in der Pfarrei, wo Priester und „engagierten“ Laien sich ihre Aufgaben, und die Art sie auszuführen, selber bestimmen wollen. Dieser Tendenz können sich aber auch alle Gruppierungen in unserer Kirche nur schwer entziehen. Auch sie sind oft so überzeugt von ihrer Aufgabe und von der Art, diese Aufgabe anzugehen, dass sie vergessen zurückzufragen, ob sie damit wirklich die Ortskirche optimal unterstützen, oder ob sie nicht vielleicht deren „Strategie“ unterlaufen.

„Wir sind Kirche.“ Ist nicht nur ein Schlagwort der Modernisten. „Hier sind wir die Kirche“ ist eine meist unbewusste Haltung verschiedener solcher Gruppierungen, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, und zwar verteilt über das ganze Spektrum unserer Kirche. Zum Glück kenne ich praktisch keine der neuen geistigen Gemeinschaften und Bewegungen, sodass ich offen reden kann. Im Missionseifer für ihre Art des „Kirche-Sein“, nötigenfalls am Bischof vorbei, unterscheiden sich z.B. Traditionalisten und Modernisten in keiner Art und Weise. Beide treiben damit Keile in die Pfarreien, und damit in die Orts- und Weltkirche.

08.09.2008

Das „Deutungs-Monopol“ der Kirche

Wahrheit

In einem Vortrag an der 3. Ökumenischen Synode des Kanton Luzern zum Thema Kirchen und Politik sagte Frau Regierungsrätin Yvonne Schärli: „Die Kirchen müssen sich bewusst sein, dass sie in einer pluralistischen Gesellschaft nicht mehr über ein Deutungs-Monopol verfügen.“ Ein Kommentar dazu.

„Deutungs-Monopol“, welch ein schrecklicher Begriff! Das ist ein Widerspruch in sich, wohl der Versuch, einen Fundi-Vorwurf in „political correctness“ zu kleiden. Eine Deutung ist immer eine Sicht der Dinge, die bewusst andere mögliche Sichten offen lässt. Wenn sie beginnt, ein Monopol zu beanspruchen, wird sie zur Behauptung.

Es ist und war aber nie Aufgabe der Kirche, zu deuten. Sie hat von ihrem Gründer und Herrn den Auftrag zu verkünden und zu lehren. Dass es auch in der Lehre einen gewissen Interpretationsspielraum gibt, ist klar, oder besser gesagt hängt mit der Beschränktheit der menschlichen Natur und der Verschiedenheit der Individuen zusammen. Ihre Lehre aber versteht die Kirche nicht als eine Deutung der Realität, sondern als die Wahrheit, die von Gott selbst geoffenbart ist. Man kann nun behaupten, die Kirche stelle einfach Behauptungen auf. Dann aber muss man sich den Einwand gefallen lassen, dass auch dies nur eine mögliche Deutung der Aufgabe und Tätigkeit der Kirche, oder dann eine bloße Behauptung ist.

In einem gewissen Sinn wiederum könnte man durchaus von einem „Deutungs-Monopol“ sprechen, nicht bei der Kirche, sondern in der Demokratie. Hier wird die Deutung einer Sachlage durch Mehrheitsbeschluss zur „Wahrheit“. Hier beansprucht die Mehrheit das Monopol der einzig verbindlichen Deutung. Das kann gut gehen, wenn sich die Mehrheit an der Wahrheit orientiert. Das kann aber auch verheerend werden,

wo die Mehrheit sich von versprochenen, kurzfristigen Vorteilen blenden lässt.

Genau deshalb kann und darf sich die Kirche nie dem „Deutungs-Monopol“ der Mehrheit beugen. Genau deshalb muss sie immer darauf beharren, dass Gott seinem Volk „klare Ordnungen und zuverlässige Gesetze, gute Satzungen und Gebote“ (Neh 9,13) gegeben hat. Zudem, würde sie sich der Mehrheit beugen, sie würde sehr schnell zur „Oben-ohne-Kirche“ verkommen, zur Kirche ohne Gott über sich. Niemand kann zwei Herren dienen, Gott und der Mehrheit!

04.09.2008

Die Wiederverheiratung von Geschiedenen

Unauflöslichkeit der Ehe

Vorausschicken möchte ich, dass es sich hier nicht um eine wissenschaftliche Abhandlung handelt, sondern um die Gedanken eines einfachen Laien, dem viele der vorgebrachten Argumentationen zu einfach, zu einseitig oder zu vordergründig erscheinen, und die er deshalb zu hinterfragen versucht.

Dieses Thema wurde seit den Anfängen des Christentums immer wieder und sehr kontrovers diskutiert. Wenn wir uns ein wenig in diese Auseinandersetzungen vertiefen, dann fällt auf, dass es sich um ein sehr komplexes Gebiet handelt einerseits, und dass dabei von sehr unterschiedlichen Prämissen ausgegangen wird. Aus meiner Sicht als Laie möchte ich hier versuchen, dem Ganzen etwas auf den Grund zu gehen.

Die erste Frage, die sich stellt, heisst natürlich, was heisst überhaupt „geschieden“? Schon hier gehen die Meinungen auseinander, weil die Urfrage nicht sauber beantwortet wird, „ist die Ehe unauflöslich, oder ein Vertrag mit einer Rücktrittsklausel?“ Die Beantwortung dieser Frage aber hängt wiederum davon ab, ob wir darin eine Frage des Naturgesetzes sehen, oder eine Frage der göttlichen Gebote, oder nur eine Frage des gesellschaftlichen (weltlichen und kirchlichen) Rechts. Ist die Ehe nämlich nur eine Frage des gesellschaftlichen Rechts, so bestimmt die Gesellschaft, ob und unter welchen Voraussetzungen eine solche geschieden, oder präziser gesagt aufgelöst werden kann. Diese Ansicht scheint heute vorzuherrschen, insbesondere im weltlichen Bereich, aber je länger je mehr auch in kirchlichen Kreisen.

Klammern wir also einmal die Frage nach dem göttlichen Gebot und dem Naturrecht aus. Dann allerdings ist die Scheidung einer Ehe, die den Erwartungen eines oder beider Partner nicht oder nicht mehr entspricht, heute die natürlichste Sache der Welt. Es gilt dann nur noch das Verfahren so zu regeln,

dass alle Beteiligten zu ihrem Recht kommen. Früher dürfte das noch etwas anders gewesen sein, als der Einzelne meist nur im Rahmen der Sippe, und die Sippe nur durch das Zusammenspiel alle Einzelnen überlebensfähig war. Da spielten dann die Interessen der Sippe eine so starke Rolle, dass eine Scheidung den Lebensnerv der Sippe treffen konnte, und deshalb mit allen Mitteln zu verhindern war. Im Verlauf der Entwicklung der Menschheit fielen diese Sippenbindungen immer mehr weg. Dazu kommt, dass die Entwicklung der Rechtsprechung und Rechtsdurchsetzung die Rechte der schwächeren Teile der Familie bei einer Trennung immer besser geschützt wurden, sodass auch dieser Grund der Unauflöslichkeit aus rein weltlicher Sicht immer mehr wegfällt. Wir können also sagen, als reine Frage der gesellschaftlichen Ordnung und des gesellschaftlichen Rechts ist ein Verbot der Ehescheidung und/oder der Wiederverheiratung nach einer Scheidung nicht mehr aufrecht zu erhalten.

Als Christen fragen wir aber auch nach dem göttlichen Gebot. Auch hier scheiden sich die Geister. Grundsätzlich wird zwar anerkannt, dass im göttlichen Recht die Ehe in der Absicht zu schliessen ist „bis dass der Tod euch scheidet“. Generell wird auch anerkannt, dass sich eine Ehe so entwickeln kann, dass eine Weiterführung nicht mehr zugemutet werden kann und dann wohl auch von Gott nicht mehr zugemutet wird. Hier bieten sich dann zwei Möglichkeiten, die Trennung von Tisch und Bett, und die eigentliche Scheidung. Während nun die erste als Lösung allgemein anerkannt ist, ist die zweite umstritten, wobei zu sagen ist, dass meist nicht klar definiert wird, was eine Scheidung eigentlich ist, wann wir von einer Scheidung überhaupt sprechen können. Das weltliche Recht bietet hier klare Rechtsvorschriften und Verfahren. Das Kirchenrecht kennt keine solchen, denn nach der Lehre der Kirche kann eine gültige Ehe gar nicht geschieden, oder präziser aufgelöst und unwirksam werden. Die Ehe bleibt als Ehe bestehen, auch wenn eine Trennung von Tisch und Bett offensichtlich einen endgültigen Charakter hat. Soweit der Grundsatz.

Die Frage, die wir nun hier einfügen müssen ist, ob die Ehe nun einfach dem göttlichen Gebot untersteht, das er seinem Volk gegeben hat, das demzufolge nur aus dem Glauben an ihn heraus verständlich und damit von der Kirche einforderbar ist, oder ob die Ehe und ihre Unauflöslichkeit nicht ein „Naturgesetz“ ist, eine Ordnung, die Gott in seine Schöpfung hinein gelegt hat, so dass sie von jedem vernünftig denkenden Menschen eigentlich erkannt werden könnte und müsste. Im ersten Fall hätte die Kirche viel weiter gehende Möglichkeiten, die Ausnahmen von diesem Gebot zu bestimmen, als im zweiten, wo –sehr scharf formuliert – Gott sozusagen ein Wunder wirken müsste um eine Ausnahme zu ermöglichen. In dieser Frage möchte ich mich nicht zu weit zum Fenster hinaus lehnen. Dass sie auch schon in Theologenkreisen ernsthaft diskutiert wurde zeigt jedoch, dass wir sie nicht ganz ausser Acht lassen dürfen.

Gehen wir nun einmal davon aus, dass die Kirche das Recht hat, Ausnahmen von der Unauflöslichkeit einer gültigen Ehe zu bewilligen. Das Privilegium Paulinum und das Privilegium Petrinum weisen in diese Richtung. Dann stellt sich die Frage nach möglichen Gründen für eine solche Ausnahme, für die Scheidung einer Ehe, für eine Auflösung und nicht nur eine Trennung von Tisch und Bett. Auch hier möchte ich nicht zu ausführlich werden. Einige dieser Gründe sind in der Schrift mehr oder weniger deutlich festgehalten. Es liegt an den Theologen und Exegeten nach der richtigen und zeitgemässen Auslegung dieser Richtlinien zu suchen. Die Diskussionen darüber laufen, oft sehr hitzig.

Nun müssen wir aber endlich zum eigentlichen Thema kommen, zur Wiederverheiratung. Es dürfte allgemein anerkannt sein, dass eine Heirat, solange jemand noch in einer gültigen Ehe steht, der Polygamie gleichkommt. Ebenso unumstritten ist wohl, dass Polygamie vom Christentum heute grundsätzlich abgelehnt wird. Eine Anerkennung irgendwelcher Art der Ehe einer geschiedenen Person setzt also voraus, dass die erste Ehe tatsächlich auch geschieden ist, und nicht nur eine Trennung von Tisch und Bett. Die Feststellung, ob dem so ist, dürf-

te wohl im kirchlichen Bereich den zuständigen kirchlichen Instanzen zufallen, auf alle Fälle aber nicht der betroffenen Person selbst. *Nemo est iudex in propria causa!* Die eigentliche Diskussion müsste also darauf hinaus laufen, unter welchen Umständen die Kirche eine gültig geschlossene Ehe scheiden, das heisst auflösen kann und darf. Diese Diskussion muss geführt werden, unterer Einschluss der Frage, mit welchen Verfahren dies erfolgen soll. Sich dabei einfach auf die Entscheide der weltlichen Gerichte zu stützen dürfte ein gefährliches Präjudiz für andere Abgrenzungsprobleme zwischen der staatlichen und kirchlichen Rechtsordnung sein. Ein Augenmerk muss dabei auch darauf gerichtet bleiben, dass sich keine Beliebigkeiten einschleichen können, weil sonst das Prinzip der Unauflöslichkeit der Ehe ausgehebelt würde.

In den Gründen für eine Auflösung der Ehe – auch das wurde schon im frühen Christentum diskutiert – spielt nun aber die Schuldfrage eine entscheidende Rolle. Damit aber stellt sich die Frage, könnte grundsätzlich eine Ehe für den unschuldigen Partner für aufgehoben erklärt werden, für den Schuldigen aber nicht. Meines Erachtens wäre das sehr heikel. Eher vorstellbar wäre mir, dass für den unschuldigen Teil ein Dispens vom Polygamieverbot ausgesprochen würde, sodass die erste Ehe für beide Teile weiterhin gültig bleibt mit Einschränkungen in Bezug auf den Vollzug der Ehe, eine Zweitehe für den unschuldigen Teil also möglich würde. Das grosse Problem irgendwelcher Regelungen auf der Basis der Schuldfrage aber besteht wohl darin, dass die Kirche dabei in die Rolle des Richters bei Eheproblemen gedrängt würde, was sicher auch nicht von jedermann geschätzt würde und bestimmt eine ganze Reihe neuer Probleme mit sich bringen würde.

Wir sehen also, dass dieses Problem doch nicht ganz so einfach ist, wie es vielerorts dargestellt wird. Allzu viele Fragen sind, trotz jahrhundertelanger Diskussionen, noch nicht geklärt, oder müsste man vielleicht sogar sagen, heute viel weniger klar als früher? Es gibt also noch viel zu tun für Theologen, Exegeten und andere Spezialisten. Dass sich die Kirche in diesem Umfeld vorsichtig bewegt, scheint mir zumindest ver-

ständig, in einer Welt, die es weitgehend verlernt hat, langfristig und in den grossen Zusammenhängen zu denken.

04.09.2008

Tradition und Progression

Offenbarung

In welchem Verhältnis stehen Tradition/status quo und Progression? Wie unumstößlich ist dann das bereits Formulierte? Diese Frage wurde mir in einem Blog gestellt. Ich habe darauf geantwortet:

Wenn ich Dich richtig verstehe, so fragst Du nach dem Verhältnis dessen, was ich die Grundoffenbarung nennen würde, und dem, was sich als besseres Verständnis dieser Grundoffenbarung im Verlauf der Geschichte entwickelt hat einerseits, und andererseits dem, was sich aus dem Glaubensleben heraus an zeitbedingten Ausschmückungen ergeben hat.

Nun bin ich nicht Theologe. Eine konkrete Abgrenzung dieser drei Teile kann ich Dir nicht geben. (Und selbst wenn ich es könnte, es würde hier sicher zu weit führen.) Diese Abgrenzung aber muss jeweils im konkreten Einzelfall gemacht werden. Die ersten beiden Teile sind nämlich unaufgebbbar, der dritte Teil der Lehre jedoch so wandelbar wie wir selbst und unsere Welt.

Daraus ergibt sich in der Frage von Tradition und Progression die Aussage, dass die unaufgebbaren Teile der Lehre erhalten, aber weiter vertieft und für die heutige Zeit verständlicher formuliert und auch gelebt werden müssen (wobei natürlich darauf zu achten ist, dass aus dem „anders sagen“ nicht plötzlich und unmerklich ein „etwas anderes sagen“ wird). Der dritte Teil aber unterliegt einem ständigen Wandel (wobei auch hier die Gefahr besteht, dass es über Veränderungen solcher Details zu einer anderen Wahrnehmung, bis hin zu einer Verfälschung der Wahrheit kommen kann).

Um nochmals auf diese Unterscheidung zurück zu kommen, so muss ich mich auf meine Kirche verlassen. Ich habe weder die Fähigkeiten, noch die Ausbildung, noch die Zeit, diese selber

vornehmen zu können. Zudem, wo würde das hinführen, wenn jeder diese Unterscheidung selber treffen würde? Das Chaos wäre wohl perfekt. Das Ringen um diese Fragen muss der Theologie vorbehalten bleiben, wobei der letzte Entscheid dem Lehramt zukommt, zukommen muss, denn auch die Theologie ist, wie wir immer wieder erleben, oft sehr unterschiedlicher, wenn nicht gegensätzlicher Ansicht. (Ein Problem der heutigen Zeit ist, dass die Theologen sich oft wie Politiker benehmen und „zum Fenster hinaus“ theologisieren, den „Druck der Strasse“ einzusetzen versuchen etc. um mit ihren Ansichten durchzudringen.)

Vielleicht habe ich es hier schon einmal gesagt. Aber die Lehre meiner Kirche ist ein umfassendes Ganzes, das nur in seiner Gesamtheit richtig verstanden und gelebt werden kann. Jedes Herausbrechen einzelner Teile, jede Überbetonung oder Vernachlässigung bestimmter Wahrheiten und Aspekte führt leicht dazu, andere Teile falsch zu verstehen und dann abzulehnen. Wir glauben aber, dass Gott so umfassend ist, dass wir ihn teilweise nicht verstehen, nicht verstehen können. Deshalb stört es mich auch nicht, wenn ich Teile der Lehre nicht verstehe oder nicht ganz verstehe. Diese Teile lasse ich einmal so stehen. Vielleicht schenkt mir Gott auf irgendeinem Weg die Einsicht, sonst gehe ich davon aus, dass er von mir den Glaubensgehorsam verlangt.

30.08.2008

Pfarrer - Priester - Zölibat

Versuch einer Versachlichung der Diskussion

Die Frage des Priesterzölibats wirft - nicht erst heute - oft hohe Wellen. Deshalb glaube ich, wir sollten versuchen, die einzelnen Komponenten dieser Frage auseinander zu halten, auch wenn sie schlussendlich in der Person der Priesters vielfach eine Einheit bilden.

Das Amt, die Funktion des Pfarrers ist auch für den Aussenstehenden relativ leicht zu begreifen. Es ist auch arbeitsvertraglich klar regelbar, gegebenenfalls auch als befristeter oder als Teilzeitjob.

Das Wesen des Priestertums dagegen beruht auf der Weihe. Gemäss dem Glauben der römisch-katholischen Kirche ist diese - wie auch die Taufe - einmalig und unwiderruflich. Sie prägt den Menschen mit einem unauslöschlichen Siegel. (Katechismus der katholischen Kirche 1581 ff) Deshalb kann es auch keine Weihe auf Zeit geben, so wie es keine Taufe auf Zeit gibt. Diese Weihe - auch wenn sie durch die Kirche erteilt wird - kommt von Gott. Deshalb hat auch niemand ein Recht, das Sakrament der Weihe zu empfangen. Gott wählt und ruft den Einzelnen zu seinem speziellen Dienst. Wie jedes andere Sakrament kann auch die Weihe nur als Geschenk angenommen werden. (KKK 1578) Das Priestertum ist Dienst. Der Priester als Priester, als Spender der Sakramente und Mittler zwischen Gott und den Menschen, handelt nicht aus sich selbst, sondern in der Person Christi des Hauptes. (KKK 1548). Diese Aufgabe erfordert, wenn sie richtig erfüllt sein will, die volle Hingabe an Gott und die uneingeschränkte Verfügbarkeit für die Menschen. Allein vom Wesen des Priestertums her ist zwar der Zölibat nicht zwingend. Die Kirche erwartet ihn jedoch von ihren Priestern als Zeichen dieser Hingabe und Verfügbarkeit, und weil sie weiss, dass der bewusst gelebte Zölibat für die Erfüllung der Anforderungen an den Priester eine wesentliche Hilfe sein kann.

Das Zölibatsversprechen ist also im Verständnis der katholischen Kirche nicht einfach eine Auflage, die man zu erfüllen hat, um Pfarrer werden zu können. Es ist ein freiwilliges Gelübde, das der Mensch vor seinem Gott und auf Gott hin ablegt, und das ihn bindet, mehr als jedes andere Versprechen, mehr fast als das Treueversprechen der Ehe. Ein solches Gelübde kann auch auf Zeit abgelegt werden. Klöster und Ordensgemeinschaften kennen diese zeitlichen Gelübde, als eine Zeit der Prüfung und Reifung, schon lange. Vom Priesteramtskandidaten wird ein solches zeitliches Gelübde (warum eigentlich?) nicht verlangt. Er hat aber während seines ganzen, jahrelangen Studiums die Zeit, sich zu prüfen, ob er bereit ist alle Anforderungen des Priestertums - nicht nur das Zölibat - anzunehmen.

Das Leben als Priester - nicht nur der Zölibat - kann aber (wie eigentlich jedes religiöse, d.h. auf Gott ausgerichtete Leben, zu dem wir alle berufen sind) nur gelingen in der engen Verbindung zum personalen, dreifaltigen Gott. Dies setzt zuerst den Glauben an dieses „Du, mein Herr und mein Gott“ voraus. Und es setzt voraus, dass wir uns täglich, stündlich bemühen, diese Verbindung ganz persönlich zu leben und zu vertiefen. Wo diese Beziehung zu Gott schwach wird, wird alles, was nur aus dem Glauben heraus verständlich ist, zur unerträglichen Last. Wo das Leben nicht mehr bewusst auf Gott ausgerichtet wird, gewinnt schnell das „liebe Ich“ mit seinen kurzsichtigen und rücksichtslosen Ansprüchen die Oberhand. Und wo das Ich regiert, kann keine Gemeinschaft gelingen.

Die Beziehung zum persönlichen Gott, wie ihn die römisch-katholische Kirche lehrt, setzt aber wiederum die Kenntnis des Glaubens voraus, und zwar des ungekürzten, unverfälschten Glaubens. Nur wenn ich aus dem ganzen Reichtum dieses Glaubens schöpfe wird meine Beziehung wirklich persönlich. Nur dann wird sie tragend in allen Situationen meines Lebens. Jede Verkündigung des Glaubens ist stets in Gefahr mehr oder weniger persönlich gefärbt zu sein, aus der augenblicklichen Situation, aus den persönlichen Erfahrungen heraus zu fließen. Deshalb sind die Katechismen der Kirchen - im konkreten

Fall der „Katechismus der katholischen Kirche“ so wertvoll. Sie erlauben uns, unsere persönliche Meinung an der Lehre der Kirche zu messen.

Die persönliche Beziehung zu Gott - im Zölibat wie in der Ehe oder einem anderen Stand - wird leichter, wenn sie von der Umgebung verstanden und akzeptiert wird. Das ist der Vorteil der klösterlichen Gemeinschaft. Das könnte auch der Vorteil einer lebendigen und glaubenden Pfarrei sein, auch diejenigen mitzutragen, die mehr aus ihrer Gottesbeziehung machen wollen, als ich es für mich zu tun in der Lage bin.

28.08.2008

Wir sind Kirche

Nimm dich nicht so wichtig.

Ich hatte in letzter Zeit das Vergnügen, praktisch parallel in drei Diskussionen verwickelt gewesen zu sein, einmal mit Anhängern der alten Form des lateinischen Ritus, dann mit Leuten aus dem Umfeld von „Wir sind Kirche“ und schlussendlich mit Angehörigen von neuen geistigen Bewegungen und Gemeinschaften. Was mir dabei auffiel ist, dass ich in allen drei Diskussionen zum Teil mit den genau gleichen Argumenten arbeiten konnte. Was liegt näher als zu vermuten, dass all diesen Gruppierungen eigentlich eine sehr ähnliche Haltung zu Grunde liegt, auch wenn die Konsequenzen daraus unterschiedlicher nicht sein könnten.

Am deutlichsten definieren eigentlich die Modernisten diese Grundhaltung mit „Wir sind Kirche“. Hinter dieser Aussage liegt die Überzeugung, dass sich die real existierende Kirche (in diesen Kreisen als Amtskirche bezeichnet) von ihrem eigentlichen Wesen entfernt hat, sodass es nötig wurde, alle „guten“ Kräfte zu bündeln und zu vernetzen um hier Abhilfe zu schaffen. Dass sich unsere Kirche vom Wesentlichen, vom Grundlegenden ihrer Lehre entfernt hat, das ist auch die Meinung der Verfechter der alten, der ausserordentlichen Form des lateinischen Ritus. Sie sind überzeugt, dass nur mit der flächendeckenden Wiedereinführung dieser Form das wahre Wesen der Kirche wieder hergestellt werden kann. Und auch in den neuen geistigen Bewegungen und Gemeinschaften herrscht die Ansicht vor, dass es dringend einer Erneuerung der Kirche bedarf, und zwar in ihrem Sinn und Geist. Das kann so weit gehen, dass ihre Form des kirchlichen Lebens als die Zukunft der Kirche, als ganzer oder teilweiser Ersatz der Pfarreien angesehen wird. „Wir sind Kirche“ im Sinn von „entweder wird unser Weg zum zukünftigen Weg der Kirche, oder die Katastrophe ist vorprogrammiert“, ist also mehr oder weniger ausgeprägt in all diesen Tendenzen zu finden.

„Nimm dich nicht so wichtig!“ müsste man eigentlich all diesen Gruppierungen (und zuerst eigentlich jedem in irgend einer Art engagierten Katholiken) ins Stammbuch schreiben. Die Kirche ist katholisch, also allumfassend. Sie umfasst so viele Spiritualitäten und eine so umfassende Lehre, dass sie weder ein Einzelner noch eine Gemeinschaft oder Gruppierung auszuschöpfen vermag. Deshalb ist jede offene oder versteckte, bewusste oder unbewusste „Wir sind (die wahre) Kirche“ Haltung in sich falsch. Deshalb gilt es, sich immer und überall bewusst zu bleiben, dass wir nichts anderes sind als teilweise sehr unterschiedliche Glieder (heute würde Paulus wohl von Zellen sprechen) des einen Leibes, dessen Haupt Christus der Herr ist. Könnten wir vielleicht sogar sagen: „Christus ist die Kirche in, durch und mit uns!“?

25.08.2008

"Christlich", was heisst das?

Klare Begriffe bitte

In Diskussionen habe ich immer wieder den Eindruck, als herrsche um den Begriff „christlich“ eine riesige Verwirrung. Das Wort wird in so vielen, verschiedenen Ausprägungen und Bedeutungen verwendet, dass es mehr zu Meinungsdivergenzen und Streit beiträgt, als dass es solche schlichtet. Dabei scheint auf den ersten Blick klar zu sein: „Christlich“ ist ein Oberbegriff im weltanschaulichen Bereich. Einerseits grenzt das Wort klar gegenüber anderen Weltanschauungen, wie z.B. den Islam oder auch dem Atheismus etc. ab. Andererseits umfasst es aber eine Vielzahl von Varianten innerhalb des christlichen Weltbildes, wie z.B. katholisch, protestantisch, orthodox etc. Damit wird klar, dass „christlich“ sich nur bedingt dazu eignet, einen bestimmten Sachverhalt zu definieren, oder gar zu werten.

Ähnliches muss aber auch von den Unterbegriffen „katholisch“ und „evangelisch“ etc. gesagt werden. Auch sie sind zuerst einmal Oberbegriffe für eine Vielzahl von Sachverhalten, selbstverständlich nun bereits in einem engeren Rahmen,

Konkret wird eine christliche Weltanschauung eigentlich erst mit der genauen Konfessionsbezeichnung definiert, wobei auch hier nicht vergessen werden darf, dass sich innerhalb der einzelnen Konfessionen je länger je mehr verschiedene Strömungen bilden, die zum Teil Eigenschaften aufweisen, welche man eher einer anderen Konfession zuordnen würde. Auch hier sind dann oftmals Präzisierungen nötig, um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen.

Kehren wir aber zurück zum Begriff „christlich“. Wenn wir uns dabei bewusst bleiben, dass dies ein Oberbegriff für verschiedene Konfessionen ist, dann können und müssen wir die Frage stellen, was nun dieser Begriff an sich bedeutet, insbesondere was sein spezifischer Inhalts ist, der ihn von anderen, nicht-

christlichen Religionen abgrenzt. Ein Fehler, der dabei immer wieder gemacht wird, ist, dieses Spezifische aus dem Blickwinkel der eigenen Konfession oder der persönlichen Meinung heraus zu definieren. Damit aber wird die Definition sehr oft allzu eng und für andere ausgrenzend. Der andere Fehler ist der, dass dieses Wort von seiner religiösen Komponente abgekoppelt wird. Dann aber verliert dieser Begriff seine Funktion der Abgrenzung gegenüber anderen Weltanschauungen.

Die entscheidende Frage für eine klare und allgemein anerkannte Definition von „christlich“ dürfte sein, woher dieser Begriff eigentlich kommt, welches seine Wurzeln sind. Geschichtlich unbestritten dürfte sein, dass ihm das Wort „Christus“ zu Grunde liegt. Und damit beginnt eine der Hauptschwierigkeiten einer heute allgemein gültigen Definition des Christlichen. Über Jahrhunderte war Christus die Definition dessen, was dieser Mann Jesus von Nazareth in seinem Wesen eigentlich ist, der wahre Sohn Gottes, unser Herr und Erlöser. „Wir aber verkündigen Christus als den Gekreuzigten, den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit“ war die unumstrittene Aussage aller christlichen Konfessionen. Und diese Aussage beinhaltete den Glauben an den dreifaltig einen Gott. Christentum war also zuerst einmal der Glaube an unsere persönliche Erlösung durch den Sohn im Heiligen Geist. Dies war die Verkündigung des Völkerapostels Paulus, in dessen Gemeinde von Antiochia die Jünger zum ersten Mal Christen genannt wurden. (Apg 11,26).

Wenn nun über Jahrhunderte der Glaube im Zentrum des Christentums stand, ein Glaube, aus dem heraus das Handeln erst seinen christliche Sinn erhielt, so scheint heute verschiedenorts das „christliche“ Handeln als Zentrum des Christentums angesehen zu werden. Das aber relativiert den Glauben, ja macht ihn scheinbar überflüssig. An seine Stelle tritt die Erfahrung, die Gotteserfahrung, oder die Erfahrung der Spuren dieses Menschen, Jesus von Nazareth. Damit wird der Begriff „christlich“ von seinen religiösen Wurzeln abgekoppelt und zu einem humanistischen Begriff, der nun auch von Menschen beansprucht werden kann, die mit dem Glauben an Christus

nichts mehr anzufangen wissen. Christlich wird so überreligiös und damit nicht einfach überkonfessionell, wie er ursprünglich war, sondern irgendwie „gott-los“, das heisst losgelöst von einem personalen Gott. Gott wird nun zum reinen „Gott für uns“, einem „höheren Wesen“, das schlussendlich zum dienstbaren Geist für uns Menschen verkommt.

So aber wird klar, welches Spannungspotential heute in diesem kleinen Wörtchen „christlich“ steckt. Zwischen einem „christlich“ aus dem Glauben an Christus heraus und einem „christlich“ als blosses humanistisches Aktionsprogramm sind Missverständnis und Streit vorprogrammiert. Deshalb lohnt es sich zu Beginn aller Diskussionen über christliche Fragen, sich zuerst darauf zu einigen, von welcher Definition des Christlichen man ausgehen will. Wenn hier keine Einigung möglich ist, so ist jede weitere Diskussion sinnlos. Wird diese Diskussion aber seriös geführt, kann sie viele Missverständnisse und Streitigkeiten überwinden helfen.

21.08.2008

"wahr" und "Wahrheit"

Die Wahrheit

Was in vielen Diskussionen immer wieder vergessen geht ist die Tatsache, dass „wahr“ noch lange nicht „die Wahrheit“ ist. Ein kleines Beispiel soll das erläutern.

Wenn ich sage: „Christus ist Gott.“, so wird dem wohl kein gläubiger Katholik widersprechen. Und trotzdem könnte ich mit dieser Aussage in den Clinch mit der Glaubenskongregation geraten, dann nämlich, wenn meine Aussage im ganzen Umfeld– bewusst oder auch nur unbewusst – auf die Behauptung herausläuft: „Christus ist NUR Gott, Christus ist nicht auch wahrer Mensch.“ „Christus ist Gott.“ Das ist wahr. Doch es ist nur die halbe Wahrheit, nur ein Aspekt der ganzen Wahrheit. Wenn wir uns also einseitig an einzelne an sich wahre Fakten klammern, und andere ausklammern, so werden daraus ganze Häresien.

Wir müssten eigentlich nur einmal die Techniken der PR-Brache genauer ansehen um das zu begreifen. Ein Grossteil der Werbung läuft genau darauf hinaus, möglichst viel „wahres“ (und manchmal auch etwas weniger wahres) herauszustreichen, um so anderes (unangenehmeres, weniger werbewirksames) verschweigen zu können.

Wir dürfen nie vergessen, unsere Kirche behauptet nicht zuletzt deshalb, DIE Wahrheit zu verkünden, weil sie sich immer bemüht, die ganze Wahrheit zu verkünden. Genau deshalb nennt sie sich auch katholisch, allumfassend. Es gibt zwar „Diener“ der Kirche, die das nicht tun. Das kann man aber nicht der Kirche anlasten. Man nehme nur einmal den KKK um zu sehen, wie umfassend unsere Kirche unseren Glauben verstanden haben will.

19.08.2008

Wie weit dürfen wir gehen?

formaljuristisch

Eine viel gestellt Frage. Doch krankt nicht unsere Welt - nicht erst seit heute - gerade an dieser Frage: Wie weit kann ich gehen?" In meiner Jugend diskutierten wir, wie viel zu spät man zum Gottesdienst kommen darf, ohne die Sonntagspflicht zu verletzen. Letztthin kam unter uns wieder einmal die Frage auf, wie viel zu schnell man fahren darf, um nicht gebüsst zu werden. Und wie viel Energie wird doch aufgewendet für die Frage, was wir alles an Einkommen und Vermögen am Fiskus vorbeischiemeln können, damit das Ganze noch ein Kavaliersdelikt bleibt.

Aber auch in schwerwiegenderen Fragen geht es oft in erster Linie darum: „Wie weit dürfen wir gehen?“ Wie weit dürfen wir gehen z.B. in der Abgabe von Alkohol an Alkoholiker oder von Drogen an Süchtige? Wie weit dürfen wir gehen in der Vernichtung menschlichen Lebens, bei der Abtreibung und der Euthanasie? Wie weit dürfen wir gehen, in Sachen Gewinnoptimierung oder um gegenüber unserem Nächsten bessere Chancen beim nächsten Karriereschritt zu haben?

Wäre es nicht besser, die Frage positiv zu stellen: „Welches ist meine Verantwortung für mich und meinen Nächsten in all meinem Denken, Handeln und Unterlassen, und zwar meine ganz persönliche Verantwortung, nicht die meines Chefs oder des Staates, nicht die der Kirche oder der Sozial- und Hilfswerke. Diese Frage ist viel, viel schwerer zu stellen und sehr oft noch schwieriger zu beantworten. Deshalb sollte sie immer mit der Kontrollfrage verbunden sein: „Wurde ich in der konkreten Situation meiner Verantwortung gerecht? Wo habe ich persönlich versagt?“ Sollten wir nicht in diesem Sinn die alte, christliche Tradition der täglichen Gewissensforschung wieder aufleben lassen?

17.08.2008

Moderne Theologie

einseitig und oberflächlich

Wenn ich heute provokativ diese These als Denk- und Diskussionsanstoss aufstelle, so muss ehrlicherweise vorausgeschickt werden, dass einseitige Theologien keine Erfindung unserer heutigen Zeit sind. Es hat sie schon immer gegeben. Erstaunlicherweise aber scheint die heutige Einseitigkeit praktisch ein Monopol in der Verkündigung und den Medien zu haben. Man kann hinhören wo man will, überall wird nur noch ein gütiger, menschenfreundlicher Gott verkündet. Als Reaktion einfacher Geister auf die einseitige Betonung eines richtenden und rächenden Gottes vergangener Zeiten mag dies noch einigermaßen verständlich sein. Kritische und gebildete Menschen aber sollten eigentlich merken, dass sie so - einfach mit einer anderen Aussage - in den gleichen Fehler verfallen.

Wenn wir die Bibel öffnen, so tritt uns ein weitaus grösserer Gott entgegen, ein gütiger, menschenfreundlicher ganz sicher, aber auch ein richtender und belohnender/bestrafender, ein barmherzig liebender gewiss, aber auch ein allmächtig herrschender, ein hilfreich verstehender, aber auch ein unerbittlich fordernder. Unser begrenzte Verstand hat Mühe mit einer solchen Vielfalt, mit einem scheinbar widersprüchlichen Gott. Doch nur ein umfassender Gottesbegriff, der im Glauben akzeptiert wird, kann schlussendlich zur Einheit im Glauben der verschiedensten Menschen in den unterschiedlichsten Lebenssituationen führen. Jede Einseitigkeit aber trennt und spaltet.

Einseitigkeit jedoch ist meist gepaart mit Oberflächlichkeit. Aussagen der Theologie zu politischen Tagesfragen sind sicher oft richtig und wichtig, wichtiger jedoch wäre das Engagement für die grundlegenden Werte, die zentralen Aussagen unseres Glaubens. Vorschnelle Verurteilungen abzuwehren ist sicher nötig, ebenso notwendig aber jedoch wären klare Stellungen zum Tatbestand an sich. Über Details lässt sich immer

streiten, brauchbare Resultate aber sind nur zu erwarten, wenn man sich zuvor über die Definition der Grundbegriffe - Gott, Christus, Kirche etc. - einigt.

Solange ich auf den Wellen der Tagesaktualität und der geistigen Modeströmungen tanze, reicht mein Horizont kaum über den nächsten Wellenkamm hinaus. Erst wenn ich in die Tiefe gehe, wenn ich auf das sichere Fundament des Glaubens abstelle, wird mir so manches klar, was sich an der Oberfläche abspielt. Dann wird mir auch bewusst, dass ein Eingriff an der Oberfläche höchstens kurzfristig und optisch etwas bringen kann, solange die Grundlagen, die Grundhaltung der Menschen - und das heisst immer zuerst meine eigene egozentrische Grundhaltung - nicht ändern.

Für eine allumfassende - eine katholische - Theologie gibt es nur einen Weg der Weltverbesserung, der Weg in die Tiefe des Glaubens an den einen, dreifaltigen Gott. Denn nur in diesem Glauben führt der Weg nicht letztendlich immer wieder zu-rück zum eigenen Ich, sondern über das Du des Mitmenschen zum letzten, ent-scheidenden Du, zu Gott, dem ungreiflichen und doch so greifbaren.

10.08.2008

Eine synodale Kirche - wollen wir das?

Demokratie

Unbestritten ist, dass eine synodale Kirche gewichtige Vorteile aufweist. Darüber wurde schon viel geschrieben. Ich brauche sie hier nicht aufzuzählen. Vergessen geht dabei aber oft, dass eine solche Kirche auch ebenso gewichtige Nachteile mit sich bringt. Wenn wir bereit sind, diese bewusst in Kauf zu nehmen, dann können wir weiter auf eine synodale Kirche hin arbeiten. Wenn nicht, so lassen wir gescheiter die Finger davon. In diesem Beitrag möchte ich nur einen Punkt aufgreifen, der mir an einer synodalen Kirche Angst macht. Es ist die unausweichlich eintretende Verpolitisierung des innerkirchlichen Lebens.

Aus dem politischen Alltag wissen wir, dass jede grössere Demokratie Parteien braucht, will sie nicht ins Einparteiensystem, in die Diktatur der Mehrheit absinken. Parteien aber brauchen Führer, Meinungsmacher und Strategen. Parteien brauchen - heute mehr denn je - Public Relations, am besten aus der Hand von Profis. Und dazu brauchen die Parteien Geld, Mitgliederbeiträge und Sponsoren. Wollen wir das auch in der Kirche?

Das politische Leben lehrt auch, dass Demokratie den Machtmissbrauch nicht ausschliesst, dass sie einfach andere, komplexere Formen der Machtanwendung hervorruft, Manipulation, gezielte (Falsch-) Information, Wahlversprechen und -geschenke bis hin zum Meinungsterror und der Ausnützung finanzieller Abhängigkeiten. Wollen wir das auch in der Kirche?

Die Politik lehrt auch, dass in einem demokratischen Umfeld geschicktes Taktieren, Zweckbündnisse, „Kuhhandel“ und faule Kompromisse viel zum Erfolg beitragen, dass absolute Offenheit und Ehrlichkeit meist mehr schadet als nützt. Wollen wir das auch in der Kirche?

Demokratische Spielregeln sind auch nie ein Garant der Einheit. Gerade die jüngste Geschichte zeigt, dass sie oft zur heillosen Zersplitterung und - wenn Macht ins Spiel kommt - zur offenen Gewalt führen. Auf der anderen Seite aber zeigt sich immer wieder, dass Geschwisterlichkeit in den Familien am besten funktioniert wo eine anerkannt Autorität, die Mutter, der Vater, der älter Bruder oder die Schwester, für den Ausgleich sorgt.

Beruhet der Traum von der Geschwisterlichkeit einer synodalen Kirche nicht auf der Verkennung der Wirklichkeit des Bösen, nicht zuletzt des Bösen in mir selber? Verhindert nicht gerade diese Institutionalisierung der Verteidigung des Eigennutzes, auf die im Grunde genommen alle Formen der Demokratie hinauslaufen, die Verwirklichung einer Welt, in der jeder für den anderen da ist, in der der einzelne bereit ist, auf sein Recht zu verzichten, damit andere nicht leiden?

06.08.2008

Eine glaubwürdige Kirche?

Verkündigung und Liturgie

Täusche ich mich, oder entfernt sich unsere Verkündigung tatsächlich immer mehr von den Aussagen unserer Liturgie?

Wir versammeln uns zum Gottesdienst und sprechen dann nur vom Dienst am Nächsten und unserer eigenen Selbstverwirklichung. Wir beginnen im Namen des Vater, des Sohnes und des Heiligen Geistes und sprechen dann nur vom Geist Gottes und vom Menschen Jesus. Wir bekennen unsere Sünden und rufen „Herr erbarme Dich!“, und reden dann nur von menschlichem Versagen und menschlicher Schwäche. Wir loben und preisen Gott in der Höhe und verschweigen dann Seine Größe, Macht und Herrlichkeit. Wir verehren das Wort Gottes, die heilige Schrift, und erklären danach was uns Lukas, Matthäus etc. mit ihren Texten sagen wollten. Wir bekennen den Glauben der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche und verkünden davon jeder nur, was er persönlich für richtig hält.

Dann bringen wir dem Herrn ein reines und makelloses Opfer dar, obwohl wir in der Verkündigung das Wort „Opfer“ tunlichst vermeiden. Wir bekennen, es sei würdig und recht Gott immer und überall zu danken, verkünden aber immer nur unseren eigenen Einsatz für eine bessere Welt. Wir rufen „Hochgelobt sei der da kommt im Namen des Herrn“ und vermeiden daneben die Herrschaft Gottes über Himmel und Erde auch nur zu erwähnen. Der Priester spricht feierlich die Wandlungsworte: „Dies ist mein Leib“, daneben aber sprechen wir immer nur vom heiligen Bote oder von Brot des Lebens. Wir verkünden gemeinsam den Tod des Herrn, aber wir vermeiden es daneben von Tod und Auferstehung zu reden. Wir beten für unsere Verstorbenen, aber vom Ort der Reinigung auch nur zu sprechen wagt niemand mehr. Wir bitten, dass Gottes Reich komme, dass Sein Wille geschehe, aber wir verkünden fast nur noch unsere menschlichen Forderungen und unsere menschlichen Wünsche. Wir präsentieren das Lamm Gottes, das hin-

weg nimmt die Sünden der Welt, aber unsere persönliche Sünde im Sakrament der Busse zu bekennen, dazu fordert niemand mehr auf.

Wir spenden kleinen Kindern eine Taufe zur Vergebung der Sünden, obwohl der Begriff der Erbschuld längst aus unserer Verkündigung verschwunden ist. Wir haben ein Sakrament der Busse, wir feiern Versöhnungsfeiern, obwohl Busse und Sühne in unserer Verkündigung kaum mehr Platz haben. Wir nennen uns Kinder Gottes und wir reden viel von der Liebe Gottes zu uns, die Liebe aber, die wir Ihm als unserem Vater schulden, wagen wir nicht mehr zu verkünden.

Es scheint, als ob der Gottesbegriff, der hinter unserem liturgischen Tun steht, nicht mehr dem Gottesbegriff unserer Verkündigung entspricht. Man kann dies bezeichnen und rechtfertigen wie man will, glaubwürdig aber wird eine solche Kirche immer weniger.

06.08.2008

Schwangerschaftsabbruch -

ein anderer Ansatz

Wie können die verhärteten Fronten in der Frage des Schwangerschaftsabbruchs wohl noch aufgeweicht werden? Meines Erachtens nur, wenn wir stricke trennen zwischen dem Tatbestand an sich und der Schuld der Beteiligten.

Jeder bewusste Schwangerschaftsabbruch auch im frühesten Stadium ist die bewusste Vernichtung einer menschlichen Person. Jede menschliche Person aber hat ein Recht auf Leben, das nur im Fall der legitimen Notwehr angetastet werden darf. Kein Rechtsstaat hat also die Möglichkeit eine solche Tat straffrei zu erklären.

Andererseits dürfen wir davon ausgehen, dass hinter der Mehrzahl der Schwangerschaftsabbrüche eine tiefe menschliche Notlage steht. Das Gesetz muss also dem Richter die Möglichkeit geben - und ihn auch dazu anhalten - unter Würdigung aller Umstände gegebenenfalls Milde walten zu lassen und von einer Bestrafung - insbesondere der betroffenen Frau - Abstand zu nehmen.

Zur Würdigung aller Umstände gehören aber auch die Umstände, die zu dieser Notlage geführt haben. Wer grobfahrlässig in eine solche Notlage schlittert hat sicher keinen Anspruch auf Straffreiheit.

Zur Würdigung der Umstände gehört auch, dass alle am Schwangerschaftsabbruch beteiligten Personen zur Rechenschaft gezogen werden. Dazu gehört der Vater des Kindes, insoweit er für die unerwünschte Schwangerschaft verantwortlich ist. Dazu gehörten der Arzt, das Medizinalpersonal und die Verantwortlichen der Klinik, insoweit sie die Notlage der Frau zu einem lukrativen Geschäft ausnützen. (Vielleicht könnte von ihnen als Tatbeweis der Nachweis verlangt werden, dass sie massiv unter den Selbstkosten „produziert“ ha-

ben.) Und dazu gehören alle Personen im Umfeld der Frau, die ihr eine solche Tat nahegelegt oder sie sogar dazu gedrängt haben, aber auch all jene, die durch Unterlassung der gebotenen Hilfeleistung die Notlage ausweglos erscheinen liessen.

Ein solches Rechtsprechung würde nicht nur viele Schwangerschaftsabbrüche verhindern, sondern auch viele unerwünschte Schwangerschaften.

Ob unsere Rechtsprechung überhaupt in der Lage ist in diesem Sinn Gerechtigkeit walten zu lassen, weiss ich nicht. Gott aber ist es sicher.

03.08.2008

Ein Eigengoa

Jungfrauengeburt

Kürzlich versuchte ein moderner Katholik seinen Unglauben in Bezug auf die Jungfrauengeburt mit folgendem Zitat aus „Einführung in das Christentum“ von Professor Ratzinger (Papst Benedikt XVI.) zu rechtfertigen:

„Der Mythos von der wunderbaren Geburt des Retterkindes ist in der Tat weltweit verbreitet. (...) Die Gottessohnschaft Jesu beruht nach kirchlichem Glauben nicht darauf, dass Jesus keinen menschlichen Vater hatte; die Lehre vom Gottsein Jesu würde nicht angetastet, wenn Jesus aus einer normalen menschlichen Ehe hervorgegangen wäre. Denn die Gottessohnschaft, von der der Glaube spricht, ist kein biologisches, sondern ein ontologisches Faktum, kein Vorgang in der Zeit, sondern in Gottes Ewigkeit.“ (Zweiter Teil, zweites Kapitel, 1. "Empfangen vom Heiligen Geist, ...)

Wer im Buch das Zitat nachschlägt, dem fällt zuerst einmal auf, dass zwischen den beiden Teilen, dort wo die drei Punkte stehen, 42 Zeilen Erläuterungen mit zwei Absatzumbrüchen stehen. Sehr seriös ist das Ganze schon von dieser Tatsache her nicht.

Wer aber das Buch bis zu dieser Stelle gelesen hat, dem ist klar, dass Professor Ratzinger nicht den geringsten Zweifel an der Glaubenswahrheit der Jungfrauengeburt hegte, als er dies schrieb. Diese wird im Buch nämlich als unumstrittene Glaubenswahrheit dargestellt. Was in Frage gestellt wird ist die Behauptung, diese Jungfrauengeburt sei der entscheidende Gottesbeweis. Prof. Ratzinger macht auf die Gefahr aufmerksam, dass eine solche Aussage Christus auf die Ebene jener Halbgötter der Antike herunter zu holen könnte, die in einem physischen Akt zwischen einem Gott und einer Frau gezeugt wurden. Für Prof. Ratzinger ist klar, dass diese Jungfrauengeburt zwar für die Gottessohnschaft Christi keine Notwendig-

keit, aber trotzdem eine Realität ist, und zwingend zum ganzen Geheimnis Christi gehört .

Ich weiss nicht, ob sich dieser Mann bewusst war, wie unglaubwürdig er sich selbst, und damit auch sein Engagement für eine moderne Kirche und einen zeitgemässen Glauben mit solchen – vielleicht ganz unbewussten – Umdeutungen fremder Texte macht.

31.07.2008

Die Tonangebenden

Meinungsbildung

Für eine Gemeinschaft, sei es die Familie, der Verein, das Unternehmen, die Kirche oder der Staat, gibt es kaum etwas Gefährlicheres als die Tonangebenden! Damit wir uns aber richtig zu verstehen und nicht die Falschen anzuprangern, müssen wir klar unterscheiden zwischen den Leitenden, den Mitdenkenden und eben den Tonangebenden.

Leitende braucht jede Gemeinschaft. Sie sind es, die in der Diskussion irgendwo den Punkt setzen, einen Entscheid fällen, diesen dann umsetzen und die Umsetzung überwachen.

Die Mitdenkenden greifen aktiv in die Diskussion ein. Sie bringen ihren Standpunkt, ihre Ansichten ein, sie machen auf die Gefahren der einen Lösung und die Vorzüge der anderen aufmerksam. Sie bringen neue Aspekte ins Spiel. Sie sind unverzichtbar für jeden Leitenden, denn sie sind schlussendlich auch die Mittragenden. Sie wissen, dass die Diskussion nicht endlos sein kann, dass Entscheide nötig sind, auch wenn dabei nicht alle Standpunkte voll berücksichtigt werden können. Sie begreifen, dass in der Umsetzung die Diskussion nicht wieder neu aufgerollt darf, wenn das Ziel erreicht werden will. Sie akzeptieren einen Entscheid und machen das Beste daraus.

Anders die Tonangebenden. Sie äussern sich, weil sie wissen. Sie haben schon längst zu Ende gedacht. Sie brauchen nicht mit zu denken. Die Lösung kennen sie ja schon längst. Sie diskutieren zwar sehr gerne, aber nur so lange, als man ihren Standpunkt teilt, solange man ihnen zustimmt. Sie nehmen auch neue Ideen an, solange diese ihre eigene Meinung nicht stören. Sie wären an sich ganz gerne die Leitenden. Nur müssten sie dann entscheiden, die Verantwortung übernehmen, müssten umsetzen und die Umsetzung überwachen. Das aber riecht ihnen zu stark nach Ärger und Arbeit. Deshalb sind sie doch lieber die Tonangebenden. Sie pfeifen, möglichst so laut,

dass sie alle ändern übertönen. Und am liebsten pfeifen sie zusammen mit Gleichgesinnten. Dann wird der Ton noch lauter und eindringlicher, sodass alle ändern schlussendlich nach ihrer Pfeife tanzen müssen, wenn sie überhaupt noch tanzen wollen.

Nur, nicht alle Menschen tanzen gerne immer nach der gleichen Melodie, und schon gar nicht immer nach der Melodie der gleichen Anderen. Dann aber braucht es nur noch die Gelegenheit, und sie tanzen eben auf einer anderen Hochzeit.

Wahrhaft Leitende sorgen dafür, dass alle mitpfeifen und mittanzen können. Tonangebenden denken immer nur an sich. Ein guter Leiter sorgt für den Ausgleich. Tonangebende werden schnell einmal monoton. Ein echter Leiter übernimmt die Verantwortung. Tonangebende können sich immer darauf berufen, dass ja niemand nach ihrer Pfeife hätte tanzen müssen. Wahre Führer einen über alle Grenzen der Anschauungen und Interessen hinweg. Tonangebende sind im Grunde genommen nichts anderes als verhinderte Diktatoren.

Was aber jede Gemeinschaft am meisten braucht sind Mitdenkenden und Mittragende, Mitdenkende, damit nichts nützliches oder gefährliches übersehen wird, und Mittragende, damit überhaupt Verantwortung übernommen und getragen werden kann.

24.07.2008

Fundamentalisten

und andere

Wer sein Leben auf ein wahrhaft tragfähiges Fundament stellt, läuft kaum Gefahr, Fundamentalist zu werden! Fundamentalisten sind doch Leute, die Ihr Lebensgebäude auf einen erraticen Block inmitten tosender Fluten gestellt haben. Ein Schritt nach links oder rechts, und schon riskieren sie, von den Fluten mitgerissen zu werden. Und einen Ausflug aufs feste Land wagen sie nicht aus Angst, Ihr Standort werde inzwischen von den Fluten unterspült und weggerissen.

Wer aber für sein Leben einen sicheren Platz im weiten Land der Wahrheit gewählt hat, der kann sich auch einmal ruhig vor seine Haustüre hinaus wagen, kann bis zu seinem Nachbar gehen, oder gar Ausflug auf die Insel mitten im Fluss unternehmen. Seine Heimat ist ihm sicher, sein Rückweg gesichert. Er wird die Gefahren richtig einschätzen und sich entsprechend verhalten. Wer sein Leben auf Gott baut, der die ewige und unendliche Wahrheit ist, und auf die gesunde Lehre der Kirche, der kann immer wieder versuchen, seinen Blick zu weiten für andere, neue Aspekte der gleichen Wahrheit, der kann auf den Andersdenkenden zugehen ohne Angst, seine eigene Meinung könnte dadurch ins Wanken geraten, der hat immer eine Heimat und einen gesicherten Rückweg.

Doch wer glaubt, für sein Leben keines sicheren Platzes auf dem Boden der Wahrheit zu bedürfen, wer nicht weiss, wo er zu Hause sein will, wer versucht, selber wissen, selber entscheiden zu können, was richtig und falsch, was gut und was böse ist, der ist noch schlimmer dran, als der Fundamentalist. Er ist wie ein Mann, der in einem zerbrechlichen Kanu auf den tosenden Fluten treibt. Ob er einst an ein sicheres Ufer kommt, oder ob er vorher irgendwo zerschellt, das wissen die Götter.

24.07.2008

